MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80299-15

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

NEUBURGER, PAUL

TITLE:

WEIMARS
VERMACHTNIS

PLACE:

BERLIN

DATE:

[c1919]

Master Negative #

91-80299-15

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GC
N393

Neuburger, Paul, 1881-
Weimars vermächtnis; der geist der klassischen zeit in seiner bedeutung für den neuaufbau Deutschlands, von Paul Neuburger. Berlin, Collignon, ₍c1919₎
73 p. 22½ cm.

Half-title: "Die deutsche idee".

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 10-25-91 INITIALS M.B.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

BIBLIOGRAPHIC IRREGULARITIES

MAIN ENTRY: NEUBURGER, PAUL

Bibliographic Irregularities in the Original Document

List volumes and pages affected; include name of institution if filming borrowed text.

_____ Page(s) missing/not available: _____

_____ Volumes(s) missing/not available: _____

__✓__ Illegible and/or damaged page(s): 75 - end

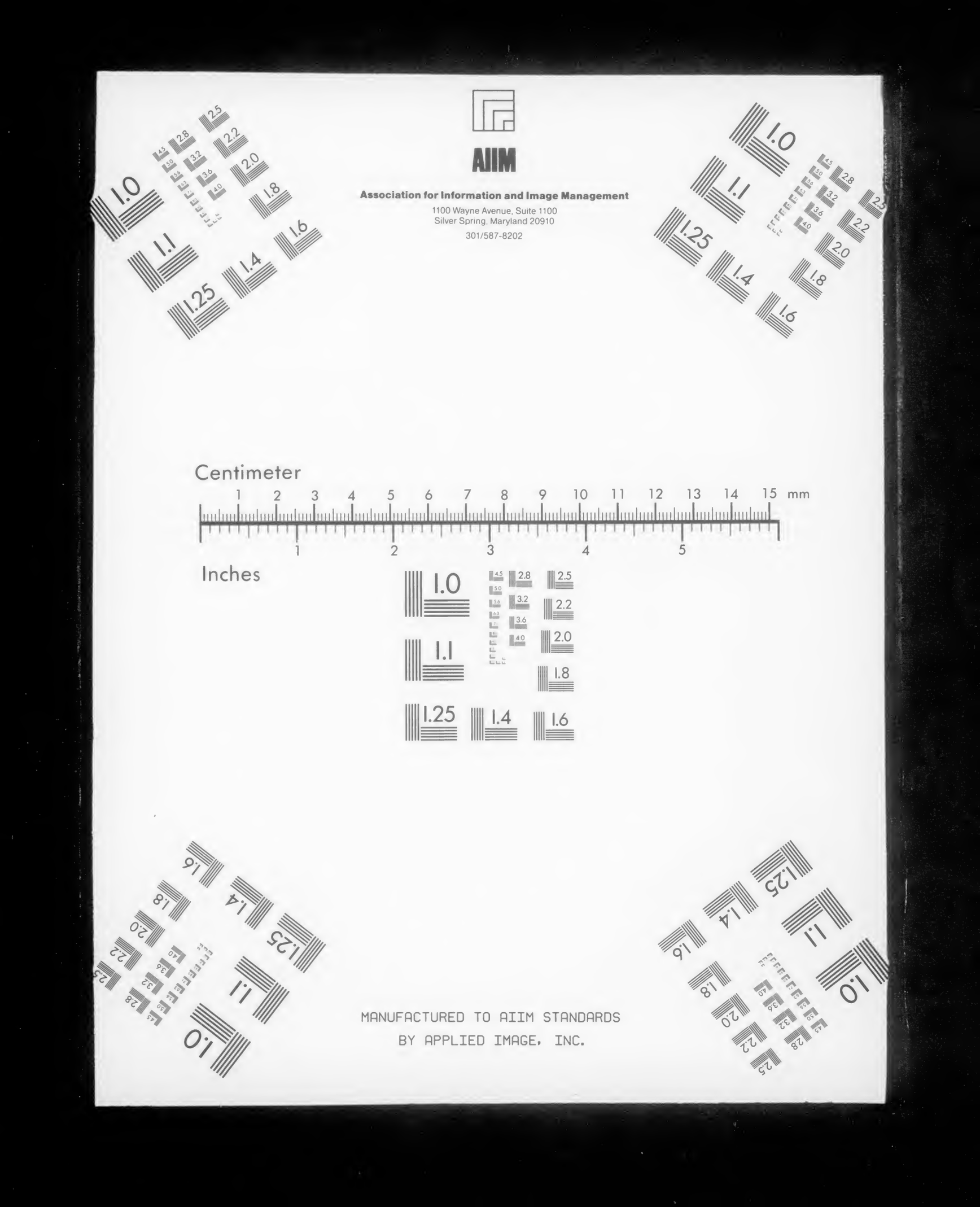
_____ Page(s) or volumes(s) misnumbered: _____

_____ Bound out of sequence: _____

_____ Page(s) or illustration(s) filmed from copy borrowed from: _____

__✓__ Other: Best Copy Available

BEST COPY
AVAILABLE


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm
1 2 3 4 5
Inches
1.0
1.1
1.25
1.4
1.6
1.8
2.0
2.2
2.5
2.8
3.2
3.6
4.0
4.5
5.0
5.6
6.3
7.1
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Weimars Vermächtnis

GC N533

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

Die
Deutsche
Idee

Weimars Vermächtnis

Der Geist der klassischen Zeit in seiner Bedeutung
für den Neuaufbau Deutschlands

Von

Paul Neuburger

Verlagsanstalt Arthur Collignon
Abteilung: Schriften zur Zeitgeschichte
Berlin W 62

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1919 by
Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin.
Gedruckt bei Paß & Garleb G.m.b.H., Berlin.
1.—4. Tausend
1919

GC
N393

Inhalt.

	Seite
Der harmonische Mensch	9
Das Individuum	21
Individuum und Gesamtheit; der Staat	24
Einzelfragen des Staatslebens	46
Staat und Welt	58

Die Erwägungen äußerer Natur, welche die Reichsregierung veranlaßt haben, die deutsche Nationalversammlung nach Weimar zu berufen, gehören der Vergangenheit an. Für Gegenwart und Zukunft gilt nur noch der symbolische Gehalt, der in dem Namen liegt, gilt das Bekenntnis, das seine Wahl bedeutete. Aber dies Bekenntnis selbst war schon eine wirkende Tat. Es versammelte die Männer und Frauen, die den Grund zum neuen Reichsbau legen sollen, an der geweihtesten Stätte Deutschlands. Wenn es einen Genius loci gibt, der fähig ist, harte Eigenwünsche, engsinnige Parteiherrschsucht, kleinliche Rechthaberei, platten Geschäftsgeist, brutalen Machttrieb zu dämpfen, notwendig am Kleinen und Einzelnen haftende Verhandlungen zu beschwingen, so lebt er hier. Aus ethischem Schutt und Trümmern die eigne Existenz wiederherzustellen, die Notwendigkeit, die nach Goethes Zeugnis selbst in seinem Leben mehrfach vor ihn hingetreten, steht heute vor dem deutschen Volk, und aus Goethes Munde klingt ihm dazu der Wahlspruch: „Und so über Gräber vorwärts!" Das große, anschauende und verstehende Auge des Vollendeten leuchtet wie die klare Sonne heute noch über der Stadt, hier fühlt sich heute noch die empfängliche Seele vom Feueratem Schillers umweht. In den älteren, Wieland und Herder, hebt sich der Geist des 18. Jahrhunderts zu diesen Höhepunkten empor, in Humboldt und der bunten Schar der Romantiker, in den Philosophen Schelling und Hegel fließt das Licht von Weimar und Jena tief ins 19. Jahrhundert hinein. Denn die zwei Städte, die Residenz und die nahegelegene Universität, bildeten eine geistige Einheit, und von beiden gilt, was Schiller von der einen gesagt, daß sie vielleicht die letzte

lebendige Erscheinung ihrer Art auf Jahrhunderte gewesen sei. Mit leicht erkennbarer Beziehung rühmt Goethe den Fürstenhof von Ferrara:

„Italien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder."

Hundert Jahre vergingen; möchten die Enkel ihr Ohr nicht verschließen!

Für den, der lebendige Kraft aus dem geistigen Erbe Weimars schöpfen will, dürfen sich die Linien verwischen, mit denen der Historiker die Ströme scheidet, die zusammenflossen, jenen Geist zu bilden. Ihm müssen die Kräfte und Gegenkräfte, welche sich in den ideellen Revolutionen des 18. Jahrhunderts auswirkten, noch mehr gebändigt, geläutert und vereinigt erscheinen, als sie es schon ohnehin in den Persönlichkeiten der beiden Größten sind. Der Geist der Aufklärung, das die Vernunft überschätzende, die Probleme verflachende Zeitalter lebte noch in dem heiteren Skeptiker Wieland, so empfänglich auch seine schmiegsame Natur das neue Werden in sich aufnahm. Die Errungenschaften Lessings, der mächtigsten Gestalt der deutschen Aufklärung, sind auch für Weimar nicht vergeblich gewesen. Genährt vom gleichen Boden, ragt Kant über jede Einzelrichtung hinaus und zwingt alle in seinen Bann. Wenn Herder gegen die Aufklärung stand, so stritt er damit auch gegen manchen Keim in der eignen Brust und hob sich mit den beiden Heroen über die Gärung des Sturms und Drangs, wenn auch nicht zu ihrer Reife und Reinheit empor. Sie selber, aus jenem wildesten Titanenkampf gegen die einseitige Verstandesrichtung des Jahrhunderts erwachsen, klären sich wie jeder edle Wein und nehmen, indem sie sich zu dem Idealbild des Griechentums zurückwenden, selber wieder Elemente jener eben überwundenen Epoche, mit neuer Seele erfüllt, in sich auf. Ihnen folgt Humboldt, mit eigenem Blick für die Individualität der Griechen und wachsendem Sinn für historisches Werden und nationale Besonderheit, ihnen Hölderlin, zugleich von Fichte bestimmt. Die Gruppe der Romantiker erneuert den Kampf

des Sturms und Drangs, geistreicher und wissender als jener, beflügelt durch die politische Umwälzung, die sie mit ansahen, positiv gestützt durch das Werk Goethes, auf das sie hinweisen konnten. Geschichtliche Erkenntnis trug hier reichere Frucht; ihre Bewegung als Ganzes brach nicht zusammen wie die ihrer Vorgänger, sondern wirkte in ihrer letzten folgerechten Entwicklung bis tief ins 19. Jahrhundert und weitab von dem freien Geist der Weimarer Epoche. In die Tendenzen des 19. Jahrhunderts mündet auch die Linie der Philosophen: Fichte, der mehr als alle andern mit glutender Energie und bedingungsloser Forderung ins geschichtliche Leben hineingriff, Schelling, der Goethes Hinneigung zur Natur am Beginn des naturwissenschaftlichen Jahrhunderts in seiner Weltanschauung zur Geltung brachte, Hegel, der, die Macht des Geistigen übersteigernd, das geschichtlich Gewordene der Diskussion entrückte und schließlich von beiden politischen Extremen des neuen Zeitalters in Anspruch genommen wurde.

Aufstieg und Abstieg sind, wo alles Entwicklung ist, vom Gipfelpunkt nicht völlig zu trennen, aber sie treten ins Dunkel zurück, wo von diesem Gipfel so viel Licht ausstrahlt. Wenn wir heute den Gedankengehalt des deutschen Idealismus als Einheit fassen wollen, müssen die Schlacken fallen, die aus historischen Bedingtheiten heraus, aus Unfertigkeit oder Ermattung, aus der Subjektivität des Kämpfers, die großen Linien der Persönlichkeit entstellen. Aus dem Werk jedes dieser Männer können freilich einzelne Aeußerungen als Zeugnis für widersprechende Anschauungen herangezogen werden, am meisten bei der universellen Entwicklung einer so unendlichen Natur wie es Goethe war. Von subjektiven Mißverständnissen, gewaltsamen Deutungen, von der Vertauschung des Dichters mit einer seiner Gestalten ganz zu schweigen. Aber auch die Widersprüche zwischen den einzelnen Persönlichkeiten, die in ihres Lebens Wirklichkeit nicht etwa einen Heerhaufen zu einem gemeinsamen Ziele Strebender, Fürsten und Trabanten, darstellten, die teilweise in hartem Meinungskampf miteinander lagen, sich befehdeten und versöhnten, anpaßten und mißverstanden, sich zu-

einander und voneinander entwickelten, müssen sich lösen in dem Bilde, in dem wir heute von entlegenem Aussichtspunkte nur die großen Züge der Berge und Täler erblicken dürfen. Unendliche Verwirrung wäre sonst das Ergebnis, wenn wir im einzelnen untersuchen, welche von den Ideen jener Zeit wir verwerfen, welche zum Eckstein wählen für das Werk unsrer Tage.

Das Jahrhundert, das seitdem abgelaufen ist, ist nicht wirkungslos vorübergegangen. Der Staat und seine Einrichtungen haben die tiefsten Umwandlungen erfahren. Probleme, die damals neu auftauchten, sind gelöst, Reformen, die, mit dem tatsächlichen Zustand der Dinge verglichen, den Anschein des Ungeheuren, Umwälzenden trugen, sind in die tägliche Diskussion gezogen, Fragen zur Debatte gestellt, die damals nicht geahnt werden konnten. Der Mensch in seinen Bindungen, in seinen Strebungen, vielleicht in seiner Seele, ist nicht derselbe geblieben. Auf der andern Seite hat die spiralförmige Entwicklung uns aufs neue vor Aufgaben geführt, wie sie auch jene Zeit ihren Söhnen stellte. So gewinnen manche Aeußerungen jener Männer eine rückständigere, andre eine revolutionärere Prägung, als sie für ihre Gegenwart besaßen. Manche tragen, von unseren Tagen aus gesehen, einen seltsam fremden Zug, andre schauen uns überraschend vertraut in die Augen. Sie alle müssen wir, wenn wir sie nutzen wollen, zurückführen auf die Ideen, aus denen sie geflossen. Denn die Ideen sind das Ewige, in dem sich ferne Epochen zueinanderfinden.

Das beherrschende Ideal der deutschen Klassik ist *der Mensch*. Die Renaissance und die Reformation sind an der Schwelle der neuen Zeit seine großen Befreier gewesen. Wohl hatte auch das „aufgeklärte" Jahrhundert den Menschen nicht verleugnet. Stellte es doch die menschliche Vernunft in die Mitte seiner Weltanschauung. Aber indem es ihn auf seine Vernunft beschränkte, verbannte es die Seele aus ihren eigensten Provinzen, bedrohte es sie mit materialistischer Vergewaltigung. Die Revolte der Empfindung stellte das Bild eines anderen Menschen ins Licht. In einem Wort, das man heute durch eine ekle

Verbindung besudelt und verfemt hat, begriff Herder und seine Epoche ihr Ideal: „Ich wünschte, daß ich in das Wort Humanität alles fassen könnte, was ich bisher über des Menschen edle Bildung zur Vernunft und Freiheit, zu feineren Sinnen und Trieben, zur zartesten und stärksten Gesundheit, zur Erfüllung und Beherrschung der Erde gesagt habe; denn der Mensch hat kein edleres Wort für seine Bestimmung, als er selbst ist, in dem das Bild des Schöpfers unserer Erde, wie es hier sichtbar werden konnte, abgedruckt lebt." Das vom vielen Gebrauch kühl und grau gewordene Wort Vernunft gewinnt im Munde Herders Farbe und Wärme. Es ist mit der Freiheit verschwistert. Denn nach Schiller ist der Wille „der Geschlechtscharakter des Menschen, und die Vernunft selbst ist nur die ewige Regel desselben. Vernünftig handelt die ganze Natur; sein Prärogativ ist bloß, daß er mit Bewußtsein und Willen vernünftig handelt. Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will". Der befreite Mensch zieht aus seiner Freiheit die Folgerung; die französische Revolution verkündigt die Menschenrechte. Aber Deutschland neigt mehr zum umgekehrten Weg: „Seid Menschen", meint Novalis, „so werden euch die Menschenrechte von selbst zufallen." Aus eigener Vernunft und Freiheit soll der Mensch jenes Ziel erreichen, das den Griechen die gütige Natur gegeben; die deutsche Revolution im Geist will den Weg im Innern dafür freilegen. Humboldt wirbt, in immer neuer Untersuchung, um den idealischen, den harmonischen Menschen. Goethe, der Gewaltige, sieht in der Aufgabe, das eigne Dasein diesem Ziele zuzubilden, schon genug der Arbeit für ein Leben. „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart; diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts Größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu ..... Wenigstens soll man sagen, es war kühn

entworfen, und wenn ich lebe, sollen, wills Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Die Mahnung zum Tätigsein klingt besonders eindringlich aus diesen Worten, dieses „des Menschen erste Bestimmung", feiert Goethe in unendlichen Variationen, in seinen großen Dichtungen wie in kurzen Aeußerungen. „Tüchtig" und „tätig" gehören zu seinen Lieblingsbeiworten, und Fausts Leben, das Leben des ringenden, strebenden Menschen, krönt sich in nutzbringender Tätigkeit. Aber nur handelnd, die Forderung des Tages erfüllend, vollendet sich der Mensch nicht. Anschauung ist die andere von Goethes großen Lebensgrundlagen, ein Wunderwort für die Zeit, die, nachdem der Staub der Vernünftelei verflogen, in eine frischerschaffene Welt blickt.

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt...",

konnte man ein schöneres Los gewinnen als das des Türmers?

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Humboldt meint, die beiden Lebensführungen noch nebeneinander gelten lassen zu können: „Es gibt nun ein doppeltes Leben für den Menschen, eins in bloßer und der höchsten Tätigkeit, mit der er strebt, etwas zu erfinden, zu schaffen oder zu sein, was teils ihn selbst überleben, teils schon dadurch, daß es eine Zeitlang durch ihn still mithandelt, auf den menschlichen Geist überhaupt erweiternd wirkt; ein anderes in bloß ruhiger Freude und heiterem Genuß, wo der Mensch sich begnügt, glücklich und schuldlos zu sein. In beiden ist ein fester Zweck und eine sichere Belohnung." Aber an anderer Stelle warnt er doch: „Wir bedenken nicht, daß ein Leben, das keine große Tat, kein wichtiges Werk, nicht einmal das Andenken an eine nützliche Geschäftigkeit unter einer größeren Anzahl unserer Mitbürger hinterläßt, ein verlorenes und vergebens verschwendetes Leben ist." Gerade das Studium der

Menschenkenntnis verführe leicht, „ein bloß beschauendes Leben zu allzugroßem Nachteil eines tätigen zu begünstigen, und über der Schätzung der bloßen inneren Anlagen und Gesinnungen der Menschen den Wert äußerer Brauchbarkeit und Nützlichkeit unrichtigerweise herabzusetzen". „Nur eine Art des Lebens, die dritte noch mögliche, ist fatal, und doch (und gerade zeichnet dies auch unser Zeitalter aus) so häufig: diejenige, die, ohne wenigstens überwiegenden Genuß, bloß Arbeit gibt, und wo die Arbeit nur dazu dient, das Bedürfnis zu befriedigen." „Der Mensch soll arbeiten;" ruft Fichte aus, „aber nicht wie ein Lasttier, das unter seiner Bürde in den Schlaf sinkt und nach der notdürftigsten Erholung der erschöpften Kraft zum Tragen derselben Bürde wieder aufgestört wird. Er soll angstlos, mit Lust und mit Freudigkeit arbeiten und Zeit übrig behalten, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben, zu dessen Anblick er gebildet ist." Beide Tendenzen müssen sich verbinden. In seiner „Pandora" reicht Goethe weder dem ewig ringenden Prometheus, in dem er einst das eigene Streben gestaltete, noch dem leidenden, betrachtenden Epimetheus den Kranz. Ueber den einseitigen Titanen stehen die vollendeten Götter. Phileros, der maßlos stürmende Jüngling, und Epimeleia, das sinnende Mädchen, müssen sich ergänzen, wie die Romantik, die Schillers Gegenüberstellung des männlichen und des weiblichen Charakters verspottet, die „überladene Weiblichkeit" und die „übertriebene Männlichkeit" ablehnt. Hölderlin, der unter dem Widerspruch des Daseins am tiefsten leidet, bis er unter ihm zusammenbricht, klagt zerreißend: „Handwerker siehst du, aber keine Menschen, Denker, aber keine Menschen, Priester, aber keine Menschen, Herren und Knechte, aber keine Menschen; ist das nicht wie ein Schlachtfeld, wo Hände und Arme und alle Glieder zerstückelt untereinander liegen?"

Der harmonische, vollkommene Mensch, den sie alle suchen, wird noch nicht gebildet durch die Vereinigung widerstreitender Züge. In einer höheren Einheit müssen sie sich finden. Wenn Goethe die Anschauung allein verwirft, so soll doch auch die Tätigkeit nur zu einem Neuen hinüberführen. „Wie kann man

sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist." „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm." Wenn sie ihm nicht spräche, was fruchtete ihm sein Tun? Aufschluß über sich selbst, Aufschluß über die Welt: Ziel und Sinn liegt im erkennenden Ich, im Geist. Sie alle verkünden es, „jeder in seiner Sprache". Goethe findet hier den Grund alles Seins. „Der Mensch, wie sehr ihn auch die Erde anzieht mit ihren tausend und abertausend Erscheinungen, hebt doch den Blick forschend und sehnend zum Himmel auf, der sich in unermeßnen Räumen über ihn wölbt, weil er es tief und klar in sich fühlt, daß er ein Bürger jenes geistigen Reiches sei, woran wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen. In dieser Ahnung liegt das Geheimnis des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele, es ist gleichsam der Hebel unsres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit." Des gleichen gemeinschaftlichen Besitzes und Vorzugs unsres Brudergeschlechts wird sich Herder in der Anlage zur Vernunft, Humanität und Religion, den „drei Grazien des menschlichen Lebens", bewußt. Es ist überall dasselbe, ob es sich, wie bei Goethe, der immer wieder den Blick umfangend auf den erdgebundenen Menschen senkt, als Ingrediens in den Alltag mischt, ihn zu adeln und zu entlasten: „Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen, und, wenn es möglich wäre, einige vernünftige Worte sprechen", oder bei Schiller, Schelling, Fichte, Hegel zur Weltdurchdringung und Weltüberwindung emporhebt: „Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft ist Geistesfreiheit." „Alle anderen Geschöpfe sind von dem bloßen Naturgeist getrieben und behaupten durch ihn ihre Individualität; im Menschen allein als im Mittelpunkt geht die Seele auf, ohne welche die Welt wie die Natur ohne Sonne wäre." „Ihr sollt euch nur zum Bewußtsein eures reinen sittlichen Charakters erheben, und ihr werdet... finden, wer ihr selbst seid, finden, daß dieser Erdball, daß die Sonne und die tausendmaltausend

Sonnen, die sie umgeben, daß alle die Erden, die ihr um jede der tausendmaltausend Sonnen ahnet, daß dieses ganze unermeßliche All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele bebt und in ihren Grundfesten erzittert, — nichts ist, als in sterblichen Augen ein matter Abglanz eures eigenen, in euch verschlossenen und in alle Ewigkeit hinaus zu entwickelnden ewigen Daseins." „Von der Größe und Macht des Geistes kann der Mensch nicht groß genug denken. Das verschlossene Wesen des Universums hat keine Kraft in sich, welche dem Mut des Erkennens Widerstand leisten könnte; es muß sich vor ihm auftun und seinen Reichtum und seine Tiefen ihm vor Augen legen und zum Genusse bringen... Die Natur ist darunter gebunden, die Vernunft nur mit Notwendigkeit zu vollbringen; aber das Reich des Geistes ist das Reich der Freiheit. Alles was das menschliche Leben zusammenhält, was Wert hat und gilt, ist geistiger Natur."

Der Weg zur reinsten Freiheit, den die Deutschen weisen, führt ins geistige Reich. Aber die Zeiten, wo das eine Abkehr von der Welt bedeutet hätte, sind vorüber. Religion ist hier ein höherer Begriff als Kirchlichkeit. Schiller will aus Religion keine bekennen, Humboldt nennt religiöse Ideen bei der moralischen Vervollkommnung zwar mitwirkend, aber nicht unzertrennlich damit verbunden. Wo sie wirken, da sind sie innig an irdisches Leben und Tun geknüpft. Goethe fordert als „das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei", Ehrfurcht: Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, was unter uns ist und was uns gleich ist. Für Schelling ist Religion „Heroismus, nicht ein müßiges Brüten, empfindsames Hinschauen oder Ahnen". Selbst nach Schleiermacher sollen die religiösen Gefühle wie eine heilige Musik alles Tun des Menschen begleiten, er soll alles mit Religion tun, nichts aus Religion. Vergeistigung des ganzen Lebens ist eine der Grundforderungen vor allem der Romantik.

Der schaffende Geist, die wahre Freiheit, muß Ziel und Lohn in sich selbst finden: die Epoche wendet sich ab von der Glückseligkeitsphilosophie der Aufklärung, von ihrem Streben

nach irdischem Glück. Wieland hängt ihm noch an; Herder erkennt, das Wesentliche unseres Lebens sei nie Genuß, sondern immer Progression. Zwar Goethe fragt sinnend: „Wozu dient all der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut!" Der Chor klingt doch anders. Hölderlins weiche, sehnsüchtige Seele, aber in Fichtes Schule gestählt, will keine Erfüllung erkaufen um den Preis eines Kompromisses. „Glücklich sein! Mir ist, als hätte ich Brei und laues Wasser auf der Zunge, wenn ihr mir sprecht vom Glücklichsein." Humboldt findet in solcher Erfahrung einen wesenhaften Zug des Menschendaseins und der Geschichte. „Die barbarischen Völker besiegten fast immer die höher gebildeten; einseitige, kalt berechnende, unruhige Nationen ihre humaneren, sich treuer und inniger den Beschäftigungen des Friedens weihenden Nachbarn; der rohere Mann beherrscht, und oft knechtisch, das zartere Weib; das Meer wälzt seine Fluten, Vulkane ihre Schlacken auf blühend angebaute Gefilde; die Naturkraft, im Moralischen wie im Physischen, schreitet ihren Weg, die geistige stemmt sich ihr entgegen, oft mit Erfolg, aber öfter umsonst, und sucht dann, wenn sie nicht im Verzweiflungsmut untergeht, die Freiheit im Innern wieder, die sie im Aeußeren verliert ..... Jenes Ueberwältigen des Besseren durch unwiderstehliche Gewalt zertrümmert das augenblickliche Glück, aber vermehrt die innere Kraft, sie weckend und in sich zurückdrängend; und nicht oft und meistenteils heilsames Unglück, am wenigsten des Augenblicks, sondern Schwäche und Entartung sollen in der moralischen Welt vermieden werden. Nicht auf Glück kommt es in ihr an, sondern auf selbständige, harmonische, aus Edlem entspringende und zu Edlem fortschreitende Kraft, aus der unmittelbar, mitten in und trotz aller Ereignisse des Zufalls, Glück und Heiterkeit von selbst hervorgehen. Das eigentliche tiefe und innige Verlangen einer wahrhaft menschlichen Brust ist, zu sein, wozu die Natur die Anlage in sie gesenkt hat, ihre Bestimmung zu erfüllen, und sei es auch durch unauf-

hörliches Entbehren und Leiden. Wenn die wirklich höhere Kraft einem schlechteren Widersacher erliegt, unterwirft sie sich nur, weil sie nicht mehr zu widerstehen vermag, aber macht nie in schimpflichem Vertrage ihre Sache mit der seinigen gemein, sammelt sich vielmehr mit verdoppelter Anstrengung in sich selbst, wählt sich mühsamer gesuchte und darum wundervollere Bahnen, und beherrscht, nachdem sie ihrem Sieger augenblicklich gewichen ist, ihn zuletzt durch das langsame, aber mächtige Ausstrahlen ihres Geistes und ihrer Trefflichkeit." So wenden sich die Männer des deutschen Idealismus in erbitterter Anklage gegen ihre Zeit. Immer ist es die Antike, die ihre Ideale erfüllt. Der junge Humboldt schon bringt die Antithese: „Die Alten sorgten für die Kraft und Bildung des Menschen als Menschen; die Neueren für seinen Wohlstand, seine Habe, seine Erwerbsfähigkeit; die Alten suchten Tugend, die Neueren Glückseligkeit." Es ist jene dritte, fatale Lebensführung, die Humboldt den beiden andern gegenübergestellt hatte, die auch Schiller rings um sich sieht: „Jetzt aber herrscht das Bedürfnis, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen." Der Eudämonismus der Weltanschauung wurde im Alltag zum rückgratlosen Opportunismus, und ein mechanisiertes Staatsleben trieb die Bürger in jene Einseitigkeit, die den Verherrlicher des harmonischen Menschen aufs tiefste verwunden mußte.

So leidenschaftliche Anklage, wie sie vor allem aus Schiller und Fichte spricht, kann ihre Flamme nur aus dem Glauben an die Möglichkeit einer Besserung nähren. Zu innig verbunden ist der Idealismus dieser Männer mit dem Leben, als daß nicht Glauben und Arbeit um eine Annäherung an ihr Ideal in der Wirklichkeit ringen müßten. Ja, hellläugiger Optimismus erkennt schon in der Gegenwart die glückverheißenden Zeichen und geht selbst so weit, dem geschmähten Zeitalter ein günstiges Zeugnis auszustellen. Dessen einzelne sowohl, als seine vereinten Kräfte sieht Humboldt mit zu entschiedenem Glücke den besten und höchsten Zwecken zu-

gerichtet; die Fortschritte der Vernunft seien zu sicher gegründet und die Wissenschaften aller Art hätten ihr Gebiet zu sehr erweitert, als daß bei diesen Zeichen einer blühenden und kraftvollen Gesundheit des Geistes auch nur der Verdacht einer wesentlichen und bleibenden Schwäche entstehen könnte. „Es mag allerdings die Entzündbarkeit der Phantasie und der Empfindung fehlen, die sich leicht und plötzlich zu großen Taten entflammt, es mögen selbst viele der Gegenstände jetzt unwirksam geworden sein, welche sie bisher zu erregen pflegten; das Interesse an dem Glück und der Veredelung der gesamten Menschheit aber ist einmal zu allgemein verbreitet, es wird durchaus richtiger als sonst verstanden und liberaler beurteilt, und dieser Gegenstand ist schlechterdings zu groß, als daß er nicht auch sinnlich auf die Einbildungskraft und das Gefühl mit Macht einwirken und einen hohen und erleuchteten Enthusiasmus erzeugen sollte." Auf einem mit den Anschauungen der übrigen übereinstimmenderen Fundament erbaut Schelling den gleichen Glauben: „Je greller man den Unfrieden, die Zerwürfnisse, die Auflösung drohenden Erscheinungen unserer Zeit schildern mag, desto gewisser kann der wahrhaft Unterrichtete in diesem allen nur die Vorzeichen einer neuen Schöpfung, einer großen und belebenden Wiederherstellung erblicken, die allerdings ohne schmerzliche Wehen nicht möglich war, der die rücksichtslose Zerstörung alles dessen, was faul, brüchig und schadhaft geworden, vorausgehen mußte." So wächst auch für Hölderlin die Kraft seines Vertrauens aus dem Bilde der Epoche, das neben Flachheit und Schlaffheit die zerstörendsten Gärungen und erschütterndsten Umwälzungen zeigt. „Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage." Tiefste Inbrunst erfüllt seine Seele. „Meine Liebe ist das Menschengeschlecht. Ich liebe die große, schöne Anlage auch in verdorbenen Menschen. Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig, die Freiheit muß einmal kommen." „Reich Gottes" ist das Losungswort, das die beiden Jünglinge, Hegel und Hölderlin, tauschen. Religiöse Glut gibt auch dem Glauben Herders das

Vorzeichen, wenn er ihn stützt auf seine Beobachtung in Natur und Geschichte. „Schauen wir zurück und sehen, wie hinter uns alles aufs Menschengebilde zu reifen scheint und sich im Menschen wiederum zu dem, was er sein soll und worauf er gebildet worden, nur die erste Knospe und Anlage findet, so müßte aller Zusammenhang, alle Absicht der Natur ein Traum sein oder auch er rückt weiter." Diese Entwicklung aber muß ein Ziel haben. „Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden; glücklich, nicht durch ihre eigne, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechts." Hölderlins Glaube verliert nichts von seiner tröstenden Kraft, weil sein Träger, in dem Sehnsucht und Leidenschaft alles Irdische fast verzehrt hatten, im unendlichen Zusammenstoß mit diesem Irdischen zerbrach. So bringt es auch keinen ganz fremden Zug in das Bild, das sich dadurch vielmehr zum Ganzen rundet, wenn Goethe, der dabei allerdings von sich selbst bekennt, mit seiner Vorstellung sehr ans Gegenwärtige geheftet zu sein, Herder gegenüber mit milder Ironie von dem „schönen Traumwunsch der Menschheit" spricht und erklärt, je mehr er die Welt sehe, desto weniger könne er hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Nicht eine Prophetie vom tausendjährigen Reich, keine Antwort über Ob und Wann wollen wir von diesen erhabensten Erscheinungen unsrer geistigen Vergangenheit. Die irdische Tat zu beflügeln, genügt es, daß das Ideal *ist*, weil es gedacht werden konnte, daß keiner dieser Männer am ewigen *Werden* irre wird, und daß Goethe selber, der immer vorsichtiger Wägende, immer mehr von allem Maßlosen, Uebertriebenen in sein Innerstes sich Zurückziehende die leuchtende Mahnung ausspricht, daß niemals ein Mensch, niemals ein Volk wähnen dürfe, das Ende sei gekommen. Aus Fichtes, des ewig Aufrüttelnden, ewig Beschleunigenden Munde aber fließt das beruhigende Wort: „Was sind tausend und abertausend Jahre in dem Jahrbuch der Menschheit? — Was der leichte Morgentraum ist beim Erwachen."

Das Idealbild der Humanität, der vollkommene Mensch als Typus hat auf dem Boden der Wirklichkeit seinen ewigen Widersacher in der unendlichen Mannigfaltigkeit der irdischen *Individualität*. Wenn die Freiheit mit der Vernunft sich verbindet, so muß sie deren bedingungslose Gesetzmäßigkeit um des Individuums willen bestreiten. Seine schrankenlosen Rechte predigte der Kampf des Sturms und Drangs gegen die Aufklärung. Das Ideal des Griechentums, das die Klassiker in ihrem Tempel aufrichteten, war freilich geeigneter, solche Ausartungen zum Maß zurückzuführen als jenes vom Alltag genommene Musterbild, das die Stürmer und Dränger herabgerissen hatten. Aber, ganz davon zu schweigen, daß die romantischen Begleiter auf ihre Art den Anspruch des Individuums so entschieden betonten wie der Sturm und Drang, wie hätten Herder, Goethe, Schiller ihren Ursprung aus dessen Empfindungswelt verleugnen können? Die großen Idealisten hatten zu offene Augen für das lebendige Sein, als daß sie nicht den Reichtum erkannt hätten, der aus der Buntheit des Individuellen ihrem Menschenbilde zuströmte. Hier finden Schiller und Humboldt den Weg zu ihren ästhetisch-ethischen Zielen. „Der einzelne", sagt dieser, „kann das Ideal menschlicher Vollkommenheit nur von einer Seite, nur nach Maßgabe seiner Eigentümlichkeit darstellen, aber durch die vergleichende Betrachtung vieler dieser einseitigen und verschiedenen Darstellungen nähern wir uns einer anschaulichen Vorstellung von der Vollständigkeit derselben, als eines Ganzen. Mannigfaltigkeit der Charaktere ist daher die erste Forderung, welche an die Menschheit ergeht, wenn wir sie uns als Ganzes zu höherer

Vollkommenheit fortschreitend denken. Mannigfaltigkeit reizt die Kräfte zum Kampf und zum Wetteifer, hindert das verderbliche Stocken der Tätigkeit, das immer sehr leicht die Folge einer ermüdenden Gleichförmigkeit ist, und vermehrt unmittelbar und mittelbar, indem sie die äußeren Verhältnisse selbst schwieriger und verwickelter macht, Bewegung und Leben. Ist sie noch außerdem zugleich eine Mannigfaltigkeit vorzüglicher Fähigkeiten, und sind es... idealisch gebildete Individuen, die sich einander in gegenseitiger Berührung begegnen, so erhöht sie nicht bloß die Stärke der Kraftäußerung, sondern auch ihre wohltätige Zweckmäßigkeit. Denn anstatt daß die kontrastierenden Seiten sonst miteinander kämpfen, greifen sie vielmehr hier ineinander ein, und die Verschiedenheit, die sonst nur trennt und zerstört, verbindet hier mehrere für sich mangelhafte Teile zu einem vollkommenen Ganzen." Eindringlicher kann die tief in der Anlage wurzelnde Verschiedenheit der Menschen nicht vorgestellt werden, als es Herder tut: „So viel sehen wir, daß ein Kind, wie die Gestalt seines Körpers und Angesichts, auch die Züge seiner Art zu denken und zu empfinden mitbringt; es ist ein gebildeter ganzer Mensch, obschon im kleinen. Du kannst kein Glied hinzutun, das ihm fehlet, keine Leidenschaft, keinen Hauptzug hinwegtun, der da ist. Wer das zarte Saitenspiel junger Kinder und Knaben zu behorchen, wer nur in ihrem Gesichte zu lesen weiß, welche Bemerkungen von Genie und Charakter, d. i. einzelner Menschenart wird er machen! Es klingen leise Töne, die gleichsam aus einer andern Welt zu kommen scheinen, hie und da regt sich ein Zug von Nachdenken, Leidenschaft, Empfindung, der eine ganze Welt schlafender Kräfte, einen ganzen lebendigen Menschen weissagt, und es ist, dünkt mich, die platteste Meinung, die je in einen Papierkopf gekommen, daß alle menschlichen Seelen gleich, daß sie alle als platte leere Tafeln auf die Welt kommen. Keine zwei Sandkörner sind einander gleich, geschweige solche reiche Keime und Abgründe von Kräften, als zwo Menschenseelen, oder ich hätte von dem Wort Menschenseele gar keinen Gedanken... Im Kinde ist ein Quell von mancherlei Leben, nur noch mit

Duft und Nebel bedeckt. Eine Knospe, in der der ganze Baum, die ganze Blume eingehüllt blühet." In dem Wort von der Persönlichkeit als dem höchsten Glück der Erdenkinder hat Goethe der Menschheit eine ihrer großen Lösungen gegeben; von hier aus steigen ewige Verse Schillers und Goethes auf:

„Des Menschen Taten und Gedanken, wißt,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen.
Die innre Welt, sein Mikrokosmus, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln."

„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Das Ueberwältigende, das diese Worte für uns haben, liegt freilich vor allem darin, daß hinter ihnen die Gestalten derjenigen sich emporheben, von denen sie stammen; ihr Selbstbewußtsein ist es, das die Verse mit einer eigenen Stimmung erfüllt. Die eigentümliche Stellung der großen Persönlichkeit, ihr besonderes Recht wird in der Geschichte bewußt seit den Tagen der Renaissance, nun wieder verkündigt es vor allem die Romantik. Vor der großen Persönlichkeit sinkt Hölderlin in verzehrender Sehnsucht zusammen: „Wenn ich an große Männer denke, in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, und alles Tote, Hölzerne, das Stroh der Welt in Flamme verwandelten, die mit ihnen aufflog zum Himmel...!" Die Selbstbestimmung des überragenden Individuums über die Schranken des allgemeinen Sittengesetzes hinaus wird doch nur hie und da verfochten.

In der großen Persönlichkeit gewinnt ein Problem, das schon mit dem Begriff des Individuums gegeben ist, schärfste Zuspitzung: der Gegensatz des einzelnen zur Vielheit. Für die großen Denker tut sich ein Konflikt im eigenen Leben auf.

Die Persönlichkeit des politischen Führers ist es, von dem Hegel angibt, daß es seine Sache sei, das Wahre in der öffentlichen Meinung zu finden, seiner Zeit zu sagen und zu vollbringen, was sie wolle, derselbe, von dem Schleiermacher sagt: „Der große Mann ist nur der, durch welchen in irgendeiner Beziehung die Masse aufhört, Masse zu sein, durch welchen sie erregt wird, daß sie sich sondere, daß Selbstgefühl an die Stelle eines träumerischen Schlummerlebens trete, nur der ist es, durch den sie so erregt kraft des ihm einwohnenden Gesetzes sich zum organischen Gesamtleben entweder zuerst gestaltet oder auch sich nach einer Zeit des Verfalls und der Zerstörung neu entwickelt." Aber die großen Führer des deutschen Idealismus waren keine Politiker. Schiller wäre vielleicht am ersten durch Natur und Neigung dazu bestimmt gewesen. Fichte griff kraftvoll ein in die Bewegung seiner Zeit, Humboldt war Staatsmann, auch Goethe war es in seinem engen Kreise, aber die geistige Tat dieser Männer, die sie unsterblich macht, ist unabhängig davon denkbar. Und gerade die Wirkenden wenden sich innerlich am entschiedensten vom politischen Treiben ab. Humboldt, dafür gebildet, hat sich freiwillig davon zurückgezogen, um ganz sich selbst zu leben, und hat sich erst später wieder hineinlocken lassen; dem Einwurf Forsters, der Mann solle ins Große und Ganze wirken, hält er entgegen: „Mir heißt, ins Große und Ganze wirken: auf den Charakter der

Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt." Denn der wahrhaft große, d. h. der wahrhaft intellektuell und moralisch ausgebildete Mann wirke schon dadurch allein mehr als alle andern, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen sei oder je gewesen sei. Man solle nur groß und viel sein, so würden die Menschen es schon sehen und nutzen. Goethes Aeußerungen aber, die, in gleichem Sinne, dahin gehen, daß man der Allgemeinheit am besten nütze, indem man an sich selbst und auf seinem eigensten Felde arbeite, sind ebenso häufig wie seine abschätzigen Urteile über alles Politische. Rückschauend meinte er 1830 zu Soret: „Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen." Von der hohen Politik schied ihn schon seine Ansicht, daß sie den Großen dieser Erde vorbehalten bleiben solle. Daß er in das politische Kleinwesen, das ihn in seiner Amtstätigkeit mehr als ihm für die Hauptbestimmung seines Daseins gut schien, in Anspruch nahm, mit Lust hätte hinabsteigen sollen, wird keiner, der es kennt und der sich jemals innerlich darüber zu erheben vermochte, einer Natur wie Goethe ansinnen. Sah er schon tief genug in die Dinge, um zu wissen: „Eine Partei hat... nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist", so fürchtete er hier vollends, wie fast alle großen Künstler, für sein eigenstes Wesen: „Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Ueberblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen." Aeußerungen von solcher Härte sind bei Goethe auf diesem Gebiet, wie schon erwähnt,

nicht selten. Gerade er ist es, dessen Anschauungen auch in den politischen Einzelproblemen häufig unsern Widerspruch wecken können. Sie sind uns deshalb nicht minder wertvoll. Der ginge irre, der sich zu den Weimarer Großen wenden wollte, um von ihnen für die Fragen des Tages Einzelmaximen zu empfangen. Ihre Urteile sind zeitlich bedingte Abspiegelungen ihrer großen Ideen, die sich im Bild unsrer Tage wieder anders spiegeln müssen, heilbringend für uns, wenn anders sie ewiger Natur sind.

Diese Stellung der Großen neben oder auch über der Politik bedeutet nicht etwa eine übertriebene Vereinzelung. Sie bedeutet nicht etwa eine Abwendung von dem bedeutungsvollen Problem des wirklichen, dem Zentralproblem des politischen Lebens, dem Verhältnis des einzelnen zur Allgemeinheit. Sie bedeutet keine Gleichgültigkeit gegenüber der großen Aufgabe der Kulturmenschheit, dem Staat. Lassen sich zeitgeschichtliche Ereignisse größer ansehen, wärmer umfassen, als es Schiller angesichts des Geschehens seiner Tage tut? „Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen? So nahe dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Zentrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist, und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen

werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtigt ist.“ Hatte Goethe dieser Zeit nicht das bezwingende Weltbild vor Augen gestellt:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!“

Aus der Natur gewinnt Herder die Erkenntnis: „Kein einzelner Mensch ist für sich da; er ist in das Ganze des Geschlechts eingeschoben, er ist nur eins für die fortgehende Folge.“ Aus der Natur auch holt Fichte das Gleichnis vom Frühling, der die in sich selbst verschlossenen Atome des erstarrten Eises löst, daß sie wieder zusammenströmen in eine laue, bewegliche Flut, sich umarmen und durchdringen: „Nichts einzelnes vermag zu leben in sich und für sich, sondern alles lebt im Ganzen.“ „Es ist der größte Irrtum und der wahre Grund aller übrigen Irrtümer, welche mit diesem Zeitalter ihr Spiel treiben, wenn ein Individuum sich einbildet, daß es für sich selber dasein und leben und denken und wirken könne.“ „Ein jeder erhält seinen Beitrag zur allgemeinen Kraft durch die allgemeine Kraft aller übrigen verstärkt zurück.“ Humboldt wie Schiller warnen davor, den Menschen vom Bürger zu trennen, und Novalis stellt klar und fest den Satz auf: „Flucht des Gemeingeistes ist Tod.“ Goethes Weisheit mündet immer aufs neue in der Mahnung zur Arbeit an sich selbst, die sich mit der Arbeit für andre und für das Ganze identifiziert und verbindet.

So verschieden wie die großen Individualitäten selber ist nun freilich ihre Stellung zu der organisierten Gesamtheit, zum Staat. Der Standpunkt selbst des einzelnen bleibt nicht unverändert in der großen Entwicklung, die sich in dieser Zeit in der Anschauung vom Staate vollzieht. Wenn nach Herder alle Regierungen der Menschen nur aus Not entstanden und um dieser fortwährenden Not willen da sind, wenn der junge Humboldt die Aufgaben des Staates auf die äußerlichsten Sicherheitsmaßnahmen beschränkt,

so wirkt hier der Eindruck des Staates, wie er war, der dürren, kalten, vielregierenden Staatsmaschinerie der Aufklärungszeit, wo nach Schiller „die öffentliche Macht nur eine Partei *mehr* ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nötig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet." Aus dieser Vorstellung zeichnete Schiller ein Staatsideal wie dieses:

„Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste
Frau kennst; daran, mein Freund, daß man von beiden
nicht spricht."

Die Reaktion gegen solche Anschauung liegt in der Ideenwelt Hegels, der am Ende dieser Epoche den Staat als ein „Irdisch-Göttliches" verselbständigt und der höchsten Verehrung würdig hält, und der damit stark auf die Neuzeit gewirkt hat. Er ist wirklich ein „Staatsverkündiger", wie ihn Novalis fordert, auch er im Widerspruch gegen den Zustand, da „die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem feindlichen sehr nahekommenden Fuße" mit dem Staate seien. Novalis, in manchmal paradox gefaßten Gedanken, ist auf diesem Gebiete Hegel vorangegangen. Um Mensch zu werden und zu bleiben, bedürfe der Mensch eines Staats. Dieser habe natürlich Rechte und Pflichten, wie der einzelne Mensch. Alle Kultur entspringe aus den Verhältnissen eines Menschen mit dem Staate. „Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegenteil sein: er ist eine Armatur der gespannten Tätigkeit; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum tätigsten Wesen zu machen. Der Staat überhebt den Menschen keiner Mühe, sondern er vermehrt seine Mühseligkeiten vielmehr ins Unendliche; freilich nicht, ohne seine Kraft ins Unendliche zu vermehren. Der Weg zur Ruhe geht nur durch das Gebiet der allumfassenden Tätigkeit." Neigt Novalis hier auch zur Uebertreibung, so hat er immerhin einen außerhalb seiner selbst liegenden Zweck des Staates deutlich umschrieben, und sehr modern mutet die Wärme an, mit der er den Staatsgedanken erfaßt. Sie verbindet sich mit einer wundervollen Klarheit in Schillers Untersuchungen: „Alles darf

dem Besten des Staates zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als ein Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck, er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann, und dieser Zweck der Menschheit ist kein andrer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme — sie ist dann nur ein verlängertes Uebel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie." An einen ähnlichen Gedanken reiht der Dichter einen neuen in dem Distichon:

„Die beste Staatsverfassung.
Diese nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
Gut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf."

Entschiedener setzt Fichte den Zweck des Staates darein, „alle individuellen Kräfte auf das Leben der Gattung zu richten und in demselben zu verschmelzen". In diesem Sinne, nicht in dem staatsbeschränkenden des jungen Humboldt, ist es zu fassen, wenn er an anderer Stelle sagt: „Es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen." Denn alle menschlichen Institute, die bloße Mittel sind, gehen auf ihre eigene Vernichtung aus, und die Erreichung dieses Ziels liegt in der Unendlichkeit des Ideals. Auf seinem Weg strebt Schiller dem gleichen Ziele zu. „Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen rein idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist. Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen gibt, wird repräsentiert durch den *Staat*; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannigfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet."

Das Ideal ist eben diese Vereinigung von Individuum und Staat, des empirischen Menschen mit dem Menschen in der Idee. Im zeitlichen Dasein aber, in dem die Natur Mannigfaltigkeit fordert, darf der Staat jene nicht dadurch zu erreichen suchen, daß er das Individuum unterdrückt. „Daher wird es jederzeit von einer noch mangelhaften Bildung zeugen, wenn der sittliche Charakter nur mit Aufopferung des natürlichen sich behaupten kann; und eine Staatsverfassung wird noch sehr unvollendet sein, die nur durch Aufhebung der Mannigfaltigkeit Einheit zu bewirken imstande ist. Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern."

Das Individuum ehren! Dem mechanischen und dem schönen Künstler stellt im Verhältnis zu ihrem Stoff Schiller den politischen Künstler gegenüber, „der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Teilen dient, dürfen sich die Teile dem Ganzen fügen". Denn der Bau einer wahren politischen Freiheit ist für Schiller das vollkommenste aller Kunstwerke. Er bringt dieselbe Gegenüberstellung an anderem Ort, wo er freilich die Unerreichbarkeit des Zieles hervorhebt.

„Der Stein leidet geduldig den bildenden Meißel, und die Saiten, die der Tonkünstler anschlägt, antworten ihm, ohne seinem Finger zu widerstreben.

Der Gesetzgeber allein bearbeitet einen selbsttätigen widerstrebenden Stoff — die menschliche Freiheit. Nur unvollkommen kann er das Ideal in Erfüllung bringen, das er in seinem Gehirne noch so rein entworfen hat; aber hier ist der Versuch allein schon alles Lobes wert, wenn er mit uneigennützigem Wohlwollen unternommen und mit Zweckmäßigkeit vollendet wird."

Die Forderung nach Freiheit ist in der Menschenwürde begründet. Nichts ist des Menschen „so unwürdig, als Gewalt

zu erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts Geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft seine Menschheit hinweg". Und Fichte: „Wer auf Autorität hin handelt, handelt notwendig gewissenlos." Im gleichen Sinne mit ihnen sagt Humboldt: „Es liegt schon an sich etwas die Menschheit Herabwürdigendes in dem Gedanken, irgendeinem Menschen das Recht abzusprechen, ein Mensch zu sein." Er gibt eine Begründung, die tiefer ins Praktische greift, die aus der Wirkung genommen ist. „Je freier . . . der Mensch ist, desto selbständiger wird er in sich, und desto wohlwollender gegen andere." Ihm gesellt sich wiederum Fichte, der Mann der Kraft: „Glaubt ihr, daß der freie Mann nicht mehr vermögen werde, als der Mann in Fesseln vermochte?" In der Idee ist Goethe mit ihnen eins, auch wenn er einen Tropfen Skepsis in den Freiheitsbecher fallen läßt: „Freiheit klingt so schön, und wenn es ein Irrtum wäre."

Daß ihm, dessen Lehre immerfort vom lebendigen Geschehen befruchtet wird, der Mißbrauch der Freiheit erschütternd nahe tritt und ihm oft genug ihr reines Bild allzu sehr trübt, braucht kaum hervorgehoben zu werden. So meint der oft gleichgesinnte Wieland, die Freiheit sei so wenig für die Menschen gemacht, „daß sie, sobald sie Mittel finden, sich ihrer zu bemächtigen, ein so kostbares Gut zu nichts zu gebrauchen wissen, als sich selbst und andern Schaden damit zu tun". Der Blick dafür fehlt natürlich auch Schiller nicht. Aber das hohe Bild der Freiheit, das in diesen Männern aufgerichtet ist, hat mit nichts so wenig gemein, als mit Willkür und Eigensucht. Nirgends ist es gewaltiger umschrieben, wie sich Freiheit und Ordnung finden müssen, als in Schillers Versen, dem Grundsinn seines ganzen Denkens:

„Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät."

Der Weg führt hier noch einmal bei der Frage nach dem besten Staat vorüber, wenn Schiller im gleichen Sinne „das Grundprinzipium, worauf alle Staaten ruhen müssen", darin sucht, „sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen", wenn Goethe diejenige die beste Regierung nennt, die uns lehrt, uns selbst zu regieren. Denn „nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist. Denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein". In dieser wahren Freiheit allein liegt der Beruf, andere zu führen. Denn „niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen". „Jeder aber," dekretiert Fichtes leidenschaftliche Sittlichkeit, „der sich für einen Herren anderer hält, ist selbst ein Sklave. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele, und vor dem ersten Stärkeren, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. — Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will."

Wir sind bei dem Grundproblem jeder staatlichen Reform angelangt. Schiller hat es wohl erkannt, daß hier ein Zirkel beschlossen scheint. „Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredelung des Charakters ausgehen — aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln?" Der Dichter schreitet seinen eigenen Weg, den der ästhetischen Erziehung; daß er deshalb nicht jede Vervollkommnung der Staatsverfassung von der Erreichung des sittlichen Ideals im Menschen abhängig machen will, ist genugsam betont. Nicht ein dürres Zagen und Zögern: Vertrauen zum Menschen, Achtung vor ihm klingt der Chor von Weimar. Schiller schildert den Drako, den ersten Gesetzgeber der Athener: „ein Mann ohne Menschengefühl, der der menschlichen Natur

nichts Gutes zutraute, alle Handlungen bloß in dem finstern Spiegel seiner eignen trüben Seele sah und ganz ohne Schonung war für die Schwächen der Menschheit". Gesetze zu geben, „konnte man keine schlimmere Wahl treffen". Dagegen schmückte seinen Nachfolger Solon vor allem jener Vorzug, „den die alten Gesetzgeber vor den neuen haben, daß sie ihre Menschen den Gesetzen zubilden, die sie ihnen erteilen". Und wenn die Gesetzgeber auch die Menschen in Betracht nehmen müssen, wie sie sind:

„Setzet immer voraus, daß der Mensch im ganzen das Rechte
Will; im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf."

Sollte Goethes Stimme hier fehlen können, der das Gebot „Hilfreich und gut!" aufstellte, der in der „Iphigenie" ein hohes Lied der Wahrhaftigkeit gesungen und das ewige Heilmittel genannt hat: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." „Möchten doch alle bedenken, daß die Menschen nur schlechter werden, wenn man sie schlechter behandelt." Während Wieland sich doch zu dem Worte „Mundus vult decipi" bekannte und nur vertraute, einmal komme die Zeit, „wo sich die Menschen nicht mehr wie Kinder behandeln lassen, nicht mehr betrogen sein wollen", mahnt Goethe:

„Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich und so führt sie zum Menschlichen an."

Und einer gemeinen Staatsweisheit stellt er die höhere entgegen:

„Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort.
Verein' und leite! Beßrer Hort."

Können wir erwarten, das Votum auf die Frage, welche Staatsform am geeignetsten sei, solche Gesinnungen lebendige Gestalt gewinnen zu lassen, werde einhellig sein? Gilt doch selbst von den Größten das Wort Goethes, „daß die Menschen wohl über die Zwecke einig werden, viel seltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns selbst hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns selbst zurück". Dies Selbst aber ist, wenn es bei Fragen der politischen Zweck-

mäßigkeit ins Spiel tritt, weniger der Kern der Persönlichkeit als das Gewebe von Einzelneigungen und -abneigungen, Einflüssen des Werdens, Bedingungen der Zeit, das ihn umschleiert.

Die großen Weltgeschehnisse, die mit der Epoche des deutschen Idealismus zusammenfallen, beeinflussen naturgemäß aufs stärkste die politische Stellungnahme der Zeitgenossen. Die Stimmung, die der großen Revolution voranging, und diese selbst förderte überall den Republikanismus. Die Reaktion, die aus der Enttäuschung entsprang, begünstigte wieder die Monarchie. Zugleich wirkte auch das ästhetisch-ethische Ideal der Antike aufs Politische hinüber. So tritt der junge Friedrich Schlegel entschieden und konsequent für die demokratische Republik ein; die Monarchie sei nur für gewisse Stufen der politischen Kultur berechtigt, da das republikanische Prinzip entweder noch in der Kindheit oder wieder gänzlich erstorben sei. Im Stande der Kindheit aber befinde sich die politische Kultur der Modernen noch gegen die der Alten. Aus ähnlichen Quellen, aber auch aus den Einflüssen, die in seiner Vaterstadt, dem Reichsstädtchen Biberach, und in der Schweiz auf ihn wirkten, entstand Wielands republikanische Gesinnung. Schon vor dem Ausbruch der Revolution hatte er, der immer den Mittelweg suchte, sich davon abgewandt. Seine politische Befriedigung findet er nun in der herrschenden Staatsform, dem „aufgeklärten Despotismus", dem auch der allen Extremen abgeneigte Goethe anhängt. Die Art, wie das System in Weimar in die Erscheinung trat, wo es sein Beiwort im reinsten Sinn und mit dem vollsten Rechte trug, läßt es wohl verstehen, daß Goethe, der alles eher als doktrinär war, ihm seine Neigung dauernd bewahrte. Daß es sich den Forderungen der Zeit nach Veränderung nicht verschloß, zeigt sich darin, daß hier die erste deutsche Verfassung gegeben wurde. Selbst einem Manne wie Goethe drückte aber auch das Element der Herkunft seinen Stempel auf. In dem wohlhabenden Frankfurter Patrizierhaus lebte aristokratischer Geist, so gut wie am Weimarer Hof; zum „Aristokratismus im eigentlichen Sinne" bekannte sich Goethe als zu dem Einzigen und Rechten. So zieht auch den Adeligen Novalis

die angeborene geistige Struktur zu einer aristokratischen Regierungsform. Auf der anderen Seite stehen aus dem Volk hervorgegangene Männer wie Schiller und Fichte. Auch in Hölderlin ist es der Niedrigentsprossene, niemals der Sorge Entflohene, den der Geist der Geschehnisse vor allen ergreift. „Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr." Der Regierungsform des 19. Jahrhunderts, der konstitutionellen Monarchie, wenden sich aus diesem Kreise wenig Sympathien zu. Der praktische Wieland erkennt ihre Vorzüge in dem englischen Vorbild und bekehrt sich zu ihr. Ihr eigentlicher Vertreter im Sinne des 19. Jahrhunderts ist Hegel; seltsam erkältend wirken seine Argumentationen. „Es ist bei einer formellen Organisation nur um die Spitze formellen Entscheidens zu tun, und man braucht zu einem Monarchen nur einen Menschen, der ‚Ja' sagt und den Punkt auf das i setzt; denn die Spitze soll so sein, daß die Besonderheit des Charakters nicht das Bedeutende ist." Eine der Novalis eigenen, ins Paradoxe ausschweifenden, mit besonderen Ausdrücken arbeitenden Charakterisierungen beschäftigt sich mit einer „gemäßigten Regierungsform". Sie ist „halber Staat und halber Naturstand; es ist eine künstliche, sehr zerbrechliche Maschine, daher allen genialischen Köpfen höchst zuwider, aber das Steckenpferd unsrer Zeit. Ließe sich diese Maschine in ein lebendiges, autonomes Wesen verwandeln, so wäre das große Problem gelöst. Naturwillkür und Kunstzwang durchdringen sich, wenn man sie in Geist auflöst. Der Geist macht beides flüssig". Wie hebt trotz allem Befremdenden doch in solchen Versuchen, die Aufgaben zum Prinzipiellen zurückzuführen, das Allzualltägliche zu entmaterialisieren, die geistigste Epoche der deutschen Geschichte sieghaft ihr Haupt! An ihnen müssen wir lernen, in den einzelnen Urteilen, unbeirrt von dem zeitlich Bedingten in ihnen, vom parteimäßig Befangenen in der eignen Brust das wahre Wesen zu finden.

Das verlangen die Männer von uns, die sich selbst zur Wahrheit von dem relativen Wert jeder Regierungsform bekennen. Novalis weiß, daß „Freiheit, wie Glück, dem schädlich und jenem nützlich" ist. Nach Wieland besteht die

Aufgabe nicht darin, das Urbild der vollkommensten Gesetzgebung vom Himmel zu stehlen, sondern den Menschen die besten Gesetze zu geben, deren sie gegenwärtig fähig wären. Die Zeit aber ist, so äußert sich Goethe, „in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist". Dieser Gesichtspunkt, zugleich aber der der Notwendigkeit des Fortschritts, hat seine klassische Form erhalten in dem Faustwort:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewge Krankheit fort;
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

Novalis hebt das Problem wieder über die Zeit hinaus. „Wären die Menschen schon das, was sie sein sollten und werden können, so würden alle Regierungsformen einerlei sein."

Aber auch unter gleichen objektiven Verhältnissen wird die Frage nach der besten Regierungsform nicht gleichmäßig beantwortet werden: bei keinem andern praktischen Problem wirkt so stark die ganze Lebensstimmung des Urteilenden ein. „In der Jugend, wo wir nichts besitzen", unterscheidet Goethe, „oder doch den ruhigen Besitz nicht zu schätzen wissen, sind wir Demokraten; sind wir aber in einem langen Leben zu Eigentum gekommen, so wünschen wir dieses nicht allein gesichert, sondern wir wünschen auch, daß unsere Kinder und Enkel das Erworbene ruhig genießen mögen." Auch für Novalis ist der Streit über die Regierungsformen „ein Streit über den Vorzug des reifen Alters, oder der blühenden Jugend". „Absolute Verschiedenheit der Neigungen scheint diese Trennung zu veranlassen. Einer liebt Veränderungen — der andre nicht. Vielleicht lieben wir alle in gewissen Jahren Revolutionen, freie Konkurrenz, Wettkämpfe und dergleichen demokratische

Erscheinungen. Aber diese Jahre gehn bei den meisten vorüber — und wir fühlen uns von einer friedlicheren Welt angezogen, wo eine Zentralsonne den Reigen führt und man lieber Planet wird, als einen zerstörenden Kampf um den Vortanz mitkämpft. Man sei also nur wenigstens politisch, wie religiös, tolerant, man nehme nur die Möglichkeit an, daß auch ein vernünftiges Wesen anders inklinieren könne als wir. Diese Toleranz führt, wie mich dünkt, allmählich zur erhabenen Ueberzeugung von der Relativität jeder positiven Form — und der wahrhaften Unabhängigkeit eines reifen Geistes von jeder individuellen Form, die ihm nichts als notwendiges Werkzeug ist."

Von solchem Standpunkt aus kann Novalis gegen die theoretischen Politiker den kecken Vorstoß wagen: Kühnheit könne man ihnen nicht vorwerfen. Keinem sei noch eingefallen zu versuchen, ob nicht Monarchie und Demokratie schlechterdings als Elemente eines wahren Universalstaats vereinigt werden müßten und könnten. Wird so eine Verbindung der beiden Prinzipien, wenn auch nur im Reich des Gedankens, gewagt, so wird damit eine ganz neue Beurteilung politischer Dinge ermöglicht. Die Prinzipien stehen sich nicht mehr in starrer Feindschaft gegenüber; ihre einzelnen Teile, in die sie sich auflösen, treten zueinander, messen sich, gleichen sich aus, und auch das tatsächliche politische Leben vermag aus solcher Berührung Förderndes zu gewinnen. Eine neue Färbung erhalten dadurch die Aeußerungen unsrer großen Denker; auch wenn sie es selbst nicht wollten, werden sie so dem Dunst des politischen Streites entrückt und in eine reinere Luftschicht erhoben.

Sie sind es schon, wenn Novalis sich in energischer geistiger Arbeit über Monarchie und Demokratie klar zu werden sucht: „Wozu ein einziger, unbeschränkter Hausvater? Welcher Willkür ist man da nicht ausgesetzt? In allen relativen Verhältnissen ist das Individuum einmal für allemal der Willkür ausgesetzt — und wenn ich in eine Wüste ginge — ist da nicht mein wesentliches Interesse der Willkür meiner Individualität

noch ausgesetzt? Das Individuum, als solches, steht seiner Natur nach unter dem Zufall. In der vollkommenen Demokratie steh ich unter sehr vielen, in repräsentativer Demokratie unter wenigern, in der Monarchie unter Einem willkürlichen Schicksale." Die Gesetzgebung müsse wohl eine Kunst sein. „So auch das Gesetz anzuwenden, scheint in der Tat eine langwierige Uebung und Schärfung der Urteilskraft vorauszusetzen. Wodurch entstanden Stände und Zünfte? — aus Mangel an Zeit und Kräften des einzelnen. Jeder Mensch konnte bisher nicht alle Künste und Wissenschaften lernen und zugleich treiben — sich nicht alles in allem sein. Die Arbeiten und Künste wurden verteilt. Nicht auch die Regierungskunst? Der allgemeinen Forderung der Vernunft zufolge sollten auch alle Menschen Aerzte, Dichter, und so fort, sein. Bei den übrigen Künsten ist es übrigens schon größtenteils hergebracht, daß sich da die Menschen darüber bescheiden — nur Regierungskunst und Philosophie — dazu glaubt jeder gehöre nur Dreistigkeit, und jeder vermißt sich, als Kenner, davon zu sprechen, und Prätensionen auf ihre Praxis und Virtuosität zu machen." „Aber die Vortrefflichkeit der repräsentativen Demokratie ist doch unleugbar. Ein natürlicher, musterhafter Mensch ist ein Dichtertraum. Mithin, was bleibt übrig — Komposition eines künstlichen. Die vortrefflichsten Menschen der Nation ergänzen einander — in dieser Gesellschaft entzündet sich ein reiner Geist der Gesellschaft. Ihre Dekrete sind seine Emanationen — und der idealische Regent ist realisiert. Zuerst zieh ich die vortrefflichsten Menschen der Nation und die Entzündung des reinen Geistes in Zweifel. Auf die sehr widersprechende Erfahrung will ich mich nicht einmal berufen. Es liegt am Tage, daß sich aus toten Stoffen kein lebendiger Körper — aus ungerechten, eigennützigen und einseitigen Menschen kein gerechter, uneigennütziger und liberaler Mensch zusammensetzen läßt. Freilich ist das eben ein Irrtum einer einseitigen Majorität, und es wird noch lange Zeit vergehen, ehe man sich von dieser simpeln Wahrheit allgemein überzeugen wird. Eine so beschaffene Majorität wird nicht die Vortrefflichsten, sondern im Durch-

schnitt nur die Borniertesten und die Weltklügsten wählen. Unter den Borniertesten verstehe ich solche, bei denen Mittelmäßigkeit zur fertigen Natur geworden ist, die klassischen Muster des großen Haufens. Hier wird sich kein Geist entzünden — am wenigsten ein reiner — Ein großer Mechanismus wird sich bilden — ein Schlendrian — den nur die Intrige zuweilen durchbricht. Die Zügel der Regierung werden zwischen den Buchstaben und mannigfaltigen Parteimachern hin- und herschwanken. Die Despotie eines einzelnen hat denn doch vor dieser Despotie noch den Vorzug, daß man wenigstens dort an Zeit und Schuhen erspart — wenn man mit der Regierung zu tun hat — und jene doch mit offnen Karten spielt, da man hier nicht immer gleich weiß, bei wem gerade den Tag die Regierung anzutreffen ist — und welche Wege die vorteilhaftesten dahin einzuschlagen sind." Es ist eine exemplarische Zusammenfassung der Vorwürfe, die gegen die Demokratie je und je erhoben worden sind, und wer hier eine Schilderung des Gegenprinzips und seiner Mängel vermißt, wird dennoch zugestehen, daß den Ausartungen des Systems hier schmerzhafte Schläge versetzt werden. Die Heroen des deutschen Idealismus haben in ihrem Glauben an die Menschheit, in ihren Wegweisungen zu deren Höherbildung die ewigen Heilmittel gegen solche Schäden aufgezeigt — der Konflikt der großen Persönlichkeit mit der Masse blieb in ihrem irdischen Dasein doch bestehen. Aus diesem Gefühl ihrer großen Individualität erwächst die Leidenschaft, in der Goethe und Schiller bei ihrer Ablehnung der Mehrheitsentscheidung zusammenstimmen. Die berühmte Ansicht seines Sapieha:

„Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.
Bekümmert sich ums Ganze, wer nichts hat?

— — — — — —

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen;
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet."

hat Schiller zu seiner eigenen gemacht in dem Distichon:

„Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

Ebenso klingt es bei Goethe: „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität... Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitze einzelner Vorzüglicher sein." Keine Macht kann heute die politische Entwicklung, die das Mehrheitsprinzip zum Siege geführt hat, ungeschehen machen — keine aber auch das Wirken der großen Persönlichkeit aus der Geschichte entfernen, welches das versöhnende Gegengewicht bildet. Goethe selber hat ein resigniertes Fazit gezogen: „Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im notwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie."

Schiller hat dennoch nicht verleugnet, daß das Volk die Quelle der höchsten Gewalt sei. Wieland, der die Bedenken gegen Demokratie und Majoritätsherrschaft teilt, hat die Mündigkeit der Menschheit verkündet. Und selbst Novalis hat einen großen Vorzug der Republiken darin gefunden, daß der Staat die Hauptangelegenheit jeder Person sei und jeder sein Dasein und seine Bedürfnisse, seine Tätigkeit und seine Einsichten mit dem Dasein und den Bedürfnissen, der Tätigkeit und den Einsichten einer mächtigen, weitverbreiteten Gesellschaft verbunden, sein Leben an ein gewaltiges Leben geknüpft fühle, so mit großen Gegenständen seine Phantasie und seinen Verstand ausweite und übe und beinah unwillkürlich sein enges Selbst über das ungeheure Ganze vergessen müsse. Ganz unbeirrt aber hat sich Fichte als zu einer Konsequenz seiner Prinzipien zur Grundlage aller Demokratie bekannt: „Ungleichheit, die von ohngefähr und ohne unser Zutun entstanden ist, physische Ungleichheit mag die Natur verantworten. Ungleichheit der Stände scheint eine moralische Ungleichheit zu sein."

Wie aber sollen nun die Veränderungen der Staatsverfassung, die das Fortschreiten der Zeit notwendig macht, vor sich gehen? Die Epoche würde sich selbst verleugnen, vertraute sie dabei nicht vor allem andern auf den triumphierenden Geist. Positiv gerichtet wie alle schöpferischen Naturen, lehnen die Weimarer Großen alles Kleinliche und Zersetzende ab. Gestützt auf seine Beobachtungen am Werk der Natur vertritt vor allem Goethe unbeugsam das Prinzip der organischen Entwicklung.

Die unablässige Versenkung in das wunderbare Gewebe des Weltganzen, „der Gottheit lebendiges Kleid", die Goethes Dasein darstellt, die Bemühung, in seinem Leben, seiner Dichtung und seiner wissenschaftlichen Arbeit ein irdisches Abbild dieses Kunstwerks zu schaffen, erfüllte ihn mit einer immer tieferen, fast eigensinnigen Verehrung der ordnenden Mächte. Sie gab ihm selbst eine so paradoxe Aeußerung in den Mund wie die: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen." Die Ordnung im Gemeinwesen aber besteht für ihn darin, daß „jeder nur als einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist". Jede übermäßige Bekümmerung des einzelnen um das Allgemeine ist ihm daher zuwider; er sieht darin unfruchtbare Vielgeschäftigkeit und eine schädliche Erregung der Leidenschaften.

„Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten."

Er verspottet diese Neigung als das Zeitfieber oder Zeitungsfieber, „eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mitteilt;... der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vorteile, er opfert alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hilfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer: so setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herum-

dreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen; er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr". — „Als wenn die Natur nicht so eingerichtet wäre, daß die Zwecke des einzelnen dem Ganzen nicht widersprechen, ja sogar zu seiner Erhaltung dienen, als wenn ohne Motive etwas geschehen könnte, und als wenn diese Motive außerhalb des handelnden Wesens liegen könnten und nicht vielmehr im Innersten desselben, ja, als wenn ich die Wohlfahrt des andern befördern könnte, ohne daß sie auf mich inundierte, keineswegs mit meinem Verlust, mit meiner Aufopferung, welche nicht immer dazu erfordert wird und welche nur in gewissen Fällen geschehen kann." Wer in diese vielfache Verflechtung störend eingreift, scheint dem Meister wie einer, der mit täppischen Fingern in ein kunstvolles Gewebe hineinführe. So verurteilt er das Parodieren und Travestieren, weil es „das Schöne, Edle, Große herunterzieht, um es zu vernichten", aber auch das immerwährende Nörgeln und Besserwissen. „Hätte ich das Unglück, einmal in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finsteren Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumzutreiben." Die gewaltsame Umwälzung ist dennoch seinem Wesen am tiefsten zuwider. „Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen. Sie macht keine Sprünge." Und aus der Natur nimmt er auch das Bild für die Anwendung im Politischen. „Ich liebe die Rose als das Vollkommenste, was unsere deutsche Natur als Blume gewähren kann, aber ich bin nicht Tor genug, zu verlangen, daß mein Garten sie mir schon Ende April gewähren soll." Die französische Revolution war für ihn „das schrecklichste aller Ereignisse"; die ihm als ihre wesentlichsten Merkmale erschienen: Begehrlichkeit bei der Entstehung, Zügellosigkeit bei der Durchführung, waren seiner innersten Natur am verhaßtesten.

Die Worte der geistigen Genossen stimmen zu denen Goethes. Schärfer noch als Goethes Spott oder verächtliche Abwendung faßt Schillers Ironie die „Weltenflicker", deren „Ideenkram" nach Wieland nie etwas besserte:

„Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken,
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Taten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Tau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du den Himmel, Freund, sorgen wie gestern so heut'."

Ganz goethisch ist auch die „Politische Lehre":

„Alles sei recht, was du tust; doch dabei laß es bewenden,
Freund, und enthalte dich ja, alles, was recht ist, zu tun.
Wahrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sei, der falsche will stets, daß das Vollkommene sei."

Wird der politischen Vielgeschäftigkeit und einer Ideologie, die der Beschränkungen von Zeit und Raum vergißt, immerhin noch ein Lächeln zuteil, so scheucht tiefer Ernst den Demagogen zurück: „Leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben!", und wie Goethe verwirft auch Schiller den rein negativen Witz:

„Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben."

Mit dem Problem der großen staatlichen Umwälzung sich auseinanderzusetzen, zwang jeden einzelnen das Geschehen in Frankreich. Die meisten hatten es mit Jubel begrüßt, die meisten sich von seinem Verlauf erschüttert und angeekelt abgewendet. Ein geklärtes Urteil hat sich dann mit der Notwendigkeit des großen Ausbruchs abzufinden gewußt.

Schiller schleudert der Revolution den Vorwurf entgegen, daß sie ruhige Bildung zurückdränge. Wieland meint, schon wegen der schweren Folgen im Handel und Verkehr müsse sie vermieden werden; er erwartet das Heil „durch die sanfte, überzeugende und zuletzt unwiderstehliche Uebermacht der Vernunft". Novalis vergleicht, freilich in Gedankengängen, die sich mit einer Vereinheitlichung Europas durch das Christentum befassen, den

Staatsumwälzer dem Sisyphus, dessen mächtige Last, kaum, daß er die Spitze des Gleichgewichts erreicht hat, auf der andern Seite wieder herunterrolle. Novalis ist es aber auch, der in leidenschaftsloser Betrachtung den Ursachen des gewaltsamen Umsturzes nachgeht und Ergebnisse gewinnt, die tiefernst über seine Zeit hinausklingen. „Revolutionen beweisen eher gegen die wahre Energie einer Nation. Es gibt eine Energie aus Kränklichkeit und Schwäche — die gewaltsamer wirkt, als die wahre — aber leider mit noch tieferer Schwäche aufhört." „Kein Argument ist der alten Regierung nachteiliger, als dasjenige, was man aus der disproportionellen Stärke der Glieder des Staats, die in einer Revolution zum Vorschein kommt, ziehen kann. Seine Verwaltung muß höchst fehlerhaft gewesen sein, daß viele Teile fehlerhaft werden konnten und eine so hartnäckige Schwäche überall einwurzelte." Der Keim der Revolution liege nirgends als in dem Prinzip des alten Staats, jeden durch Eigennutz an den Staat zu binden. „Mit wachsender Kultur mußten die Bedürfnisse mannigfacher werden, und der Wert der Mittel ihrer Befriedigung um so mehr steigen, je weiter die moralische Gesinnung hinter allen diesen Erfindungen des Luxus, hinter allen Raffinements des Lebensgenusses und der Bequemlichkeit zurückgeblieben war..... So wurde grober Eigennutz zur Leidenschaft, und zugleich seine Maxime zum Resultat des höchsten Verstandes; und dies machte die Leidenschaft so gefährlich und unüberwindlich." Auf diesem Wege könne man nur das flüchtige Glück eines Spielers machen, das von einer so veränderlichen Größe bestimmt werde, als die Imbezillität, und der Mangel an Routine und Finesse seiner Mitspieler. „Durch Betrogenwerden lernt man Betrügen, und wie bald ändert sich da nicht das Blatt, und der Meister wird Schüler seines Schülers. Ein dauerhaftes Glück macht nur der rechtliche Mann und der rechtliche Staat." So erkennt Novalis denn auch die Notwendigkeit, „daß in gewissen Perioden alles in Fluß gebracht wird, um neue, notwendige Mischungen hervorzubringen." Ebenso unentbehrlich jedoch sei es, „diese Krisis zu mildern und die totale Zerfließung zu behindern, damit ein Stock übrig bleibe, ein Kern, an den die neue

Masse anschieße, und in neuen schönen Formen sich um ihn her bilde." „Würde es nicht Unsinn sein, eine Krisis permanent zu machen, und zu glauben, der Fieberzustand sei der echte, gesunde Zustand, an dessen Erhaltung dem Menschen alles gelegen sein müßte?" So kann die Revolution Recht, selbst Pflicht werden. Konsequent demokratisch meint Wieland, wenn die Mehrheit eine Umschaffung der Staatsform einmütig und standhaft wolle, so sei die Minderheit, die sich widersetze, der Aufrührer. Da es in der Natur der Staatsverfassungen liegt, sich zu ändern, unterscheidet Fichte, eine gute, die den notwendigen Endzweck aller Staatsverbindungen befördere, ändere sich selbst mit der Entwicklung der Verhältnisse ab, eine schlechte, die dagegen streite, müsse abgeändert werden. Schiller hat in der „Glocke" von dem Umsturz ohne Zucht und Besinnung ein furchtbares Bild entworfen und den Menschen in seinem Wahn den schrecklichsten der Schrecken genannt, aber er hat im „Tell" auch eine moralisch legitimierte Revolution auf die Bühne gebracht und den Trost: „Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht" auch in Prosa ausgesprochen: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Pläne vor der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann." Auch Goethe hat in einer späten Aeußerung seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß Revolutionen nie Schuld des Volkes, sondern der Regierung seien, und seine Stellung zu der französischen daraus erklärt, daß ihre Greuel ihm zu nahe gestanden hätten, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren.

Die Anschauungen der Weimarer Epoche über die Einzelfragen des Staatslebens sind natürlich vor allem abhängig von den konkreten Verhältnissen. Aus verstreuten Aeußerungen wie aus ganzen Systemen der Rechts- und Staatsanschauung darf nur das hier laut werden, was unmittelbar oder auf dem Umweg über Prinzip und Zweck, daraus es entsprungen, mit Gegenwärtigem in Verbindung zu bringen ist. Manche Forderung, die damals aufgestellt wurde, hat die Zeit erfüllt. Aber vielleicht hat sie den Gedanken vergessen, aus dem einst das Verlangen geflossen. Ueber andere ist die Entwicklung hinweggegangen, indes die Ideen, deren zeitliche Formen sie waren, es verdienen, vom Schutt der Jahrzehnte befreit zu werden. Jung und frisch stand vor den Staatstheoretikern jener Zeit das Problem der Volksrepräsentation. Ein Jahrhundert hat sich daran versucht und meint, es gelöst zu haben. Schiller hat ihm das nicht zugetraut. „Alle großen Versammlungen", meint er, „haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge — alle kleineren aber haben Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen." Haben sie die Aufgabe schon völlig erfüllt, die ihnen Fichte stellt, indem er für die Verhandlungen der höchsten Staatsgewalt höchste Publizität fordert, „damit sie verhindert sei, irgend etwas anderes zu bewirken als das Recht"? Die Volkssouveränität denkt er bereits bis zur Forderung eines Referendum durch.

Weniger als die Institutionen haben sich die Menschen gewandelt. Vielleicht auch, daß ihrer Entwicklung nicht die

gleiche Sorgfalt gewidmet wurde als jenen. Wie könnten sonst die hundertjährigen Forderungen so gegenwärtig klingen, die den Beamten mehr zum Menschen machen wollen? Schiller schaut dabei rückwärts, das Zeitalter und seinen Staat anklagend. „Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maßstab des Mannes macht, wenn es an dem einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem andern den tabellarischen Verstand, an einem dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zugute hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer ebenso großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüts vernachlässigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Tätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Anteil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf sein, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereien übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bei dem Staat, wenn die Kräfte die Aufträge übersteigen, oder wenn das höhere Geistesbedürfnis des Mannes von Genie seinem Amt einen Nebenbuhler gibt... Und so wird denn allmählich das einzelne konkrete Leben vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste, und ewig bleibt der Staat seinen Bürgern fremd, weil ihn das Gefühl nirgends findet." Noch weiter greifen Humboldts auf tiefdringender Kenntnis des ganzen staatlichen Betriebs beruhende Beschwerden. „Jeder, der sich mit der höheren Staatsverwaltung zu beschäftigen Gelegenheit hat, fühlt gewiß aus Erfahrung, wie wenig Maßregeln eigentlich eine unmittelbare, absolute, wie viele hingegen eine bloß relative, mittelbare, von anderen vorhergegangenen abhängende Notwendigkeit haben. Dadurch wird daher eine bei weitem größere Menge von

Mitteln notwendig, und eben diese Mittel werden der Erreichung des eigentlichen Zweckes entzogen... Vorzüglich ist hierbei ein Schaden nicht zu übersehen, weil er den Menschen und seine Bildung so nahe betrifft, nämlich daß die eigentliche Verwaltung der Staatsgeschäfte dadurch eine Verflechtung erhält, welche, um nicht Verwirrung zu werden, eine unglaubliche Menge detaillierter Einrichtungen bedarf und ebensoviele Personen beschäftigt. Von diesen haben indes doch die meisten nur mit Zeichen und Formeln der Dinge zu tun. Dadurch werden nun nicht bloß viele, vielleicht treffliche Köpfe dem Denken, viele, sonst nützlicher beschäftigte Hände der reellen Arbeit entzogen; sondern ihre Geisteskräfte selbst leiden durch diese zum Teil leere, zum Teil zu einseitige Beschäftigung. Es entsteht nun ein neuer und gewöhnlicher Erwerb, Besorgung von Staatsgeschäften, und dieser macht die Diener des Staats soviel mehr von dem regierenden Teile des Staats, der sie besoldet, als eigentlich von der Nation abhängig. Welche ferneren Nachteile aber noch hieraus erwachsen, welches Warten auf die Hilfe des Staats, welcher Mangel der Selbständigkeit, welche falsche Eitelkeit, welche Untätigkeit und Dürftigkeit, beweist die Erfahrung am unwidersprechlichsten. Dasselbe Uebel, aus welchem dieser Nachteil entspringt, wird wieder von demselben wechselsweis hervorgebracht... Daher nimmt in den meisten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Personal der Staatsdiener und der Umfang der Registraturen zu, und die Freiheit der Untertanen ab." Daß er Mensch unter Menschen sei, diese Forderung wird am entschiedensten für den höheren Staatsbeamten erhoben. Nichts ist für ihn so wichtig, „als welchen Begriff er eigentlich nach allen Richtungen hin von der Menschheit hat, worin er ihre Würde und ihr Ideal im ganzen setzt, mit welchem Grade intellektueller Klarheit er es sich denkt, mit welcher Wärme er empfindet; welche Ausdehnung er dem Begriff der Bildung gibt, was er darin für notwendig, was nur gewissermaßen für Luxus hält; wie er sich die Menschheit in concreto vorstellt, welchen Grad der Achtung oder Nichtachtung er für die niederen Volksklassen hegt, wie er bürgerlich gesinnt

ist, den Menschen mit Gleichgültigkeit in der Staatsform untergehen, oder im Gegenteil diese sich in der Freiheit der Individuen auflösen sieht; ob er Erziehung und Religion eine positive, bildende Kunst zutraut, oder sie nur für Stoffe hält, an denen der Mensch immer weiter gelangt, weil er sich an ihnen versucht, wie sie auch behandelt werden mögen; wie es endlich mit seinem Glauben an, und seiner Lust zur Umbildung seiner Nation steht, ob er den Feuereifer des Reformators, oder nur den starken Willen treuer Pflichterfüllung nach strengen Grundsätzen, oder Lust am Experimentieren hat, bei dem am meisten nur der Experimentator selbst gewinnt; wie endlich alle diese Ansichten in ihm zusammenhängen, ob sie auseinander selbst entstanden oder zusammengerafft sind, als Maximen stehengeblieben, oder zu Prinzipien erhoben, auch außer der Anwendung klar gedacht, oder nur mit ihr zugleich angeschaut und empfunden? Dadurch bestimmt es sich, ob ein Mensch konsequent oder inkonsequent, hoher oder gemeiner Natur, borniert oder liberal, einseitig oder vielseitig ist, und zuletzt, ob es ihm mehr auf den Gedanken oder mehr auf die Wirklichkeit ankommt, oder ob er, was die Ansicht des großen Staatsmannes ist, von der Ueberzeugung durchdrungen wird, daß das Ziel nur dann erreicht ist, wenn der erstere der Stempel der letzteren geworden ist." Goethe aber, der im übrigen vielfach konkretere Forderungen stellt, wie nach einer Bevorzugung der praktischen Beamtenausbildung vor der theoretischen, der auch das napoleonische „dem Talente freie Bahn!" wiederholt, faßt nahezu die Quintessenz der Beamtenfrage in die einfachen Worte zusammen: „Bedarf es denn im Leben eines Staatsdieners, in Behandlung der Menschen, nicht auch der Liebe und des Wohlwollens? Und wie soll einer gegen andere Wohlwollen empfinden und ausüben, wenn es ihm selber nicht wohl ist?"

Solche Ansprüche an und für den Beamten gehen aus dem großen Anspruch der Zeit an und für den Menschen hervor, auf dem auch jene so modern klingende Forderung Fichtes beruht, daß der Mensch neben seiner Arbeit Zeit übrig behalten solle, seinen Geist und sein Auge zum Himmel zu erheben.

Das Wirtschaftliche ist nicht das eigentliche Untersuchungsgebiet dieser Männer gewesen; sie haben dennoch nicht übersehen, daß hier der Grund gelegt sein müsse, wenn der stolze Bau der Menschheit, den sie erträumen, gesichert ragen soll. Schiller weiß, „der zahlreichere Teil der Menschen wird durch den Kampf mit der Not viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härteren Kampf mit dem Irrtum aufraffen sollte", er kennt die Vorbedingung für die

„Würde des Menschen.

Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen;
Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

„Unveräußerliches Menschenrecht" ist es für Fichte, daß jeder das Unentbehrliche habe, und hier wurzelt auch die Gesamtheit seiner sozialen und wirtschaftlichen Wünsche, Beseitigung des Privateigentums an Grund und Boden, Berg- und Forstregal, und Regelung der Produktion, des Handels und Verkehrs durch den Staat. Fichtes „geschlossener Handelsstaat" ist freilich auf engster wirtschaftlicher Basis gegründet, aber er erfüllt ein soziales Ideal: „Keiner kann sich sonderlich bereichern, aber es kann auch keiner verarmen. Allen einzelnen ist die Fortdauer ihres Zustandes und dadurch dem Ganzen seine ruhige und gleichmäßige Fortdauer garantiert."

Wem Menschengeist und Menschenseele die erste Lebensmacht sind, der wird nicht fürchten, daß solche wirtschaftliche Ausgleichung die Mannigfaltigkeit, die das Leben erst zum Leben macht, ertöte, daß es veröden und verflachen könne. Das Größte und Letzte bleibt die Heraufbildung des Menschen. Vor jede neuaufbauende Zeit tritt mit erhöhtem Anspruch das Problem der Erziehung. Neue Menschen sollen das Neue schaffen. Eine dreifache Art der Erziehung unterscheidet Humboldt: „die der Aufhellung des Verstandes, der Stärkung des Willens und des Hinneigens zu dem nimmer Ausgesprochenen und ewig Unaussprechbaren, dergleichen die körperliche und geistige Schönheit, die Wahrheit in ihren letzten Gründen und die Freiheit ist, durch die in der leblosen Natur die Form der Masse, in der lebendigen der freie Ge-

danke die blinde Gewalt überwindet. Die letzte würde am besten die des Gemüts zur Religion genannt werden, wäre dieser Ausdruck nicht zugleich so edel und so gemißbraucht, daß man immer besorgen muß, bald durch das Erhabenste ihn selbst, bald durch ihn (in seiner Herabsetzung) das höher Gedachte zu entweihen. Die beiden ersten Erziehungen können das Werk der Belehrung und des Beispiels sein; aber die letzte gehört allein der Seele selbst und der Erfahrung des Lebens an, vorzüglich dem glücklichen Hange, die Welt auf sich wirken zu lassen, und ihr Wirken in sich selbst geschaffener Einsamkeit zu verarbeiten . . . Wie . . jeder irgend würdige Charakter Kraft und Energie des Willens, so fordert ein idealischer noch insbesondere, daß der jedem Menschen beiwohnende intellektuelle Trieb zu einer so bestimmten und herrschenden Sehnsucht werde, daß er dem Individuum eine eigentümliche, den Begriff der Menschheit mehr oder minder erweiternde Gestalt gebe. Wie das Leben überhaupt als ein teilweis gelingender Kampf des Geistigen mit dem Körperlichen betrachtet werden muß, so ist die Bildung der Individualität durch die Herrschaft des sie lenkenden Grundtriebs der äußerste Gipfel des errungenen Sieges. Sie ist eben dadurch der letzte Zweck des Weltalls; wenn man den Blick von ihr abwendet, ist jedes, auch scheinbar noch so edle Bemühen niedrig, mechanisch und irdisch; und das erforschte, erkannte, ausgemessene Universum, die ergründete Tiefe der Wahrheit, die erflogene Höhe des Gefühls sind eitle Schaugepränge spielend verschwendeter Kräfte, wenn sie sich nicht endlich in dem denkenden, redenden, handelnden Menschen lebendig offenbaren, wenn nicht das, was sie in ihm wirkten, aus seinen Blicken zurückstrahlt, seine Worte und Handlungen nicht von ihnen Kunde geben." Die Ueberheblichkeit des Verstandes in der Aufklärungszeit hatte erkältet, die unorganische Vielwisserei zersetzt: im Widerspruch damit entstand ein Ideal, das durch lebendige Anschauung und freie Tätigkeit den einheitlichen Menschen bilden wollte. Seine eigentliche Gestalt hatte diesem Ideale Pestalozzi gegeben, aber die großen Männer der Zeit drückten ihm ihre besonderen Prägungen auf. In der Abwendung von den Tendenzen des

„selbstklugen Jahrhunderts" lag ein Stück Selbstbescheidung: eine größere Ehrfurcht vor der Natur und vor den unverwischbaren Zügen des Individuums. Die Erziehung soll sich nicht zu viel anmaßen. Sie soll sich auch nicht zu zeitig einmischen, meint Herder.

„Nicht zu früh reiße sie auf, diese lebensschwangre Knospe, laß sie sich ins Laub der Bescheidenheit und oft Dumpfheit, wie wir sagen, verstecken. Es ist ein unersetzlicher Schade, wenn man die liebe jungfräuliche Blume aufbricht, daß sie lebenslang welke. Fühlst du die Freuden der Morgenröte, ihren lieben ersten Dämmerungsstrahl nicht? Warte, die große Sonne wird schon hervorschreiten.

In unsrer Zeit, da alles früh reif wird, kann man auch mit der Auferziehung junger menschlicher Pflanzen nicht genug eilen. Da stehn sie, die jungen Männer, die Kinder von hundert Jahren, daß man sieht und schauert...

Ist Genie und Charakter nur lebendige Menschenart, nichts mehr und nichts minder: bemerkt diese, nähret die innere Quelle, übt die Tätigkeit und Elastizität der Seele, aber nur wie sie geübt sein will. Wortgedächtnis, Schalen ohne Kern und Körper ohne Seele sind unnütz, denn auch das kleinste Kind ist ein lebendiger Mensch und hatte alle menschliche Seelenkräfte, nicht bloß, wie ihr wähnt, die edle Gedächtnisgabe. Aber wie die Natur alles wachsen läßt, muß auch ihre edelste Pflanze, das Menschengeschöpf, wachsen in Hüllen; wehe dem, der eins der Unschuldigen durch seine Frühklugheit und ordnungslose Sittenweisheit, vielleicht auf immer zerstört und ärgert!" Jeder unorganische Eingriff wird abgelehnt. Radikal gebietet Schleiermachers 5. Gebot in seiner „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen": „Ehre die Eigentümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlergehe und sie kräftig leben auf Erden." Nicht vor Irrtum bewahren, solle Erziehung, ist Goethes Lehre, sondern Irrende leiten. „Pädagogische Erziehung von Kindern", zeichnet Novalis auf, „wie Bildung eines Lehrlings — nicht durch direkte Erziehung, sondern durch allmähliches Teilnehmenlassen an Beschäftigungen usw. der Erwachsenen." So gelangt auch die körperliche Arbeit zu ihrem Recht, und hierin wendet sich selbst Humboldt von der Antike ab. „Die Alten, vorzüglich die Griechen, hielten jede Beschäftigung, welche zunächst die körperliche Kraft angeht, oder Erwerbung äußerer Güter, nicht innere Bildung, zur Absicht hat, für schädlich und entehrend. Ihre menschenfreundlichsten Philosophen billigten daher die Sklaverei, gleichsam um durch ein ungerechtes und barbarisches Mittel einem Teile der Menschheit durch Aufopferung eines anderen die höchste Kraft und Schönheit zu sichern. Allein den Irrtum, welcher diesem ganzen Raisonnement zum Grunde liegt, zeigen Vernunft und Erfahrung leicht. Jede Beschäftigung vermag den Menschen zu adeln, ihm eine bestimmte, seiner würdige Gestalt zu geben. Nur auf die Art, wie sie betrieben wird, kommt es an; und hier läßt sich wohl als allgemeine Regel annehmen, daß sie heilsame Wirkungen äußert, solange sie selbst und die darauf verwendete Energie vorzüglich die Seele füllt, minder wohltätige, oft nachteilige hingegen, wenn man mehr auf das Resultat sieht, zu dem sie führt, und sie selbst nur als Mittel betrachtet." Indem Goethe sich an der Vielwisserei des Zeitalters vor allem von der dadurch bedingten Oberflächlichkeit abgestoßen fühlt, so daß er die Vielseitigkeit schließlich nur als Vorbereitung ansieht für das Element, worin der Einseitige wirken könne — „Eines recht wissen und ausüben, gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen", — ergänzt er Schillers Anschauung, den die Armut der Zersplitterung verletzt: „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." Die ungeheure Bedeutung der ästhetischen Erziehung für die menschliche Kultur verkündet zu haben, ist Schillers Tat. „Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, end-

lich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet." Fichtes stürmischen Drang befriedigt Schillers Weisung, der Welt die Richtung zum Guten zu geben, so werde der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen, freilich nicht: ist die gegenwärtige Generation so von Grund aus für „lebendige Anschauung" verdorben, daß sie diese Kunst nicht zu lehren vermag, so müssen die Kinder von ihr getrennt und einer Obhut überwiesen werden, die sich darauf beschränkt, unter zweckmäßiger Leitung, die jeder lernen könne, die Natur wirken zu lassen. Denn „zum Glücke werden unsre Kinder noch immer so geboren, wie vom Beginn an alle Kinder der Menschen geboren wurden, mit Fähigkeit und Trieb zur Anschauung. Sie selbst begehren der Schattenwelt nicht; nur unsre unselige Kunst ist es, die mit ihrem Widerstreben sie in dieselbe treibt." So ist in einer Epoche, die sich als Zeitenwende fühlt, unerschütterlicher Wille bereit, die gegenwärtige Generation zu enterben, damit die künftigen leben. Der Staat, der zu dieser allen gemeinsamen und allen gleichmäßigen Erziehung griffe, hätte nach Fichtes Ueberzeugung das Heil gefunden. „Setzen Sie, daß ein Staat, der fünfzehn Jahre Frieden gehabt hat, und in diesem Frieden Alles, was er diese Jahre über aus seinem Lande nur irgend ziehen, und von andern unentbehrlichen Ausgaben ersparen können, auf die Erhaltung seines Heeres gewendet, welches Heer er, wie sich's treffen kann, nach ausgebrochnem Kriege in der ersten Schlacht total verliert; statt dessen die Hälfte seines Heers abgedankt, und was die Erhaltung dieser Hälfte gekostet haben würde, auf eine Nationalerziehung, wie Pestalozzi und ich sie denken, gewendet hätte; so will ich dartun, daß dieser Staat beim Ausbruche des Krieges auch die andre Hälfte seines Heeres hätte abdanken können, und daß er dagegen eine Nation unter die Waffen zu stellen gehabt hätte, welche schlechthin von keiner menschlichen Macht hätte geschlagen werden können."

Innerhalb dieses Gedankenkreises hat die Frage der weiblichen Erziehung ihren besonderen Charakter. Fichte scheint sie keine Schwierigkeiten zu bergen. „Erziehe man nur im Mädchen den Menschen, der ja ganz einfach in ihr ruht. Als Weib wird dieser vollkommen ausgebildete Mensch sich schon von selbst und ohne weiteres Zutun der Kunst finden." Die Zeit, die den Menschen zur Einheit befreien wollte, mußte auch das Problem der Frau zur Debatte stellen. Humboldt umschreibt vollendet den weiblichen Charakter.

„Man pflegt es dem weiblichen Geschlechte zum Vorwurf zu machen, daß es die Welt um sich her zu sehr aus sich und seinem Standpunkte heraus ansieht, und statt sie rein und einfach aufzufassen, sich in dieselbe überträgt. Auch muß man in der Tat gestehen, daß dies nicht selten der Fall ist. Denn so viel treuer auch die Frauen die Natur mit ihren Blicken zu begleiten scheinen, so ist ihnen die eigentliche Objektivität, die Stimmung, die überall zuerst den trockenen und bloßen Buchstaben, völlig abgesondert vom Geist und Wesen, auffaßt, dennoch, genau genommen, in hohem Grade fremd. Sie eilen zu leicht dem Resultate zuvor, verbinden früher, als das einzelne gehörig gesammelt ist, und knüpfen selbst die unmittelbarste und einfachste Beobachtung zu gern, nicht gerade an ganz individuelle, aber doch an subjektive Verhältnisse des Gefallenden oder Mißfallenden, Schönen oder Häßlichen usw. Daher folgen sie nur mit Mühe einem abstrakteren Raisonnement, das, ohne sogleich das Ziel zu zeigen, in einer Reihe von Folgerungen fortgeht, glauben schwerer der Ueberzeugung, die der bloße Verstand durch Gründe erzwingt, mißtrauen selten ihrem Gefühl und ihrer Ansicht und entscheiden sich nur sehr schwer gegen ihre Neigung durch das Gewicht reiner Vernunftgründe. Mit einer so starken Einmischung der Empfindung in die Geschäfte der übrigen Seelenkräfte kann eine vollkommene Klarheit auf keine Weise bestehen; auch fehlt dieselbe den Frauen um so eher, als ihr Gefühl einen ausgezeichnet hohen Grad der Innigkeit, Stärke und Tiefe besitzt; aus dem Mangel an Klarheit aber entspringen notwendig, nur nach

Verschiedenheit der Lagen und der Personen, bald wahre Verirrungen, bald die inneren unfruchtbaren Schmerzen und Spannungen, mit welchen die Seele, ohne ein äußeres Objekt, bloß weil sie mit sich nicht eins zu werden vermag, sich vergeblich quält. Von dem Anblick dieses Fehlers und seiner nachteiligen Folgen verleitet, hat man es versucht, das andere Geschlecht auf einmal und gänzlich vor diesem Abwege zu verwahren, ihm alle feinere Kultur seines Empfindungsvermögens zu entziehen, ihm jede Nahrung der Schwärmerei abzuschneiden, und aus Verzweiflung, es in einer kühnen Höhe bleibend zu erhalten, ihm lieber jeden Aufflug versagen wollen. Zu diesem Irrtum konnte nur die Verwechslung des Zufälligen und Wesentlichen im Geschlechtscharakter verführen. Mit dem Uebergewicht der Empfänglichkeit muß zwar ein Hinneigen zur Subjektivität notwendig verbunden sein; Phantasie und Gefühl werden daher immer eine höhere Herrschaft in dem anderen Geschlechte als in dem unsrigen ausüben. Allein die Empfindung sowohl als die Empfänglichkeit überhaupt wird nur durch die höchste Realität vollkommen befriedigt, und man nähert sich der Wahrheit ebensogut, wenn man das Gemüt zu ihrer unverfälschten Aufnahme vorbereitet, als wenn man mit größerer Selbsttätigkeit den Stoff absondert, zurechtlegt und bearbeitet. Nicht also in dem Gelingen des Bemühens wird ein notwendiger Unterschied liegen, nur in den Mitteln dazu, in dem Zweck und den Gegenständen, zu dem und an welchen es sich äußert. Auch sehen wir Männer vielleicht noch öfter durch vorgefaßte Begriffe, als Frauen durch willkürlich eingemischte Bilder der Phantasie irren. Nur werden diese letzteren freilich ihren Endzweck in eben dem Grade schwerer und seltner erreichen, als es seltner gelingt, sein ganzes Wesen zu einer gewissen Verrichtung zu stimmen, als, wie der Mann tut, einzelne Kräfte einseitig anzuspannen. Aber dafür erreichen sie auch unvergleichlich mehr, da sie die Natur in demselben Moment, in dem sie sie beobachten, schon auch sich aneignen.

Nur ein überwiegendes Streben, an die äußere Beobachtung auch unmittelbar und zugleich die innere Individualität zu

knüpfen, die Wahrheit mehr durch Sinn, Takt und Empfindung in sich aufzunehmen, als durch den Verstand und das Abstraktionsvermögen zu erspähen, und die Neigung mit der Pflicht überall in friedlicher Harmonie auszugleichen, ist demnach eine wesentliche Eigenschaft des weiblichen Charakters. Dagegen ist es eine bloße Zufälligkeit einzelner Individuen, wenn das Objekt sich in dem Subjekte verliert, die Wahrheit der Einbildung weicht und die Ueberzeugung von der Neigung beherrscht wird."

War schon Wieland, beeinflußt durch das antike Vorbild geistig hochstehender Frauen, bereit, im Gebiet der Frauenbildung und der Frauenrechte weitgehende Forderungen zu stellen, so tat dies vor allem die Romantik, indem sie konsequent ihr Ideal des harmonischen Menschen auch für das weibliche Geschlecht geltend machte. „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre," schreibt Schleiermacher im 10. Gebot seines Katechismus der Frau vor. Es ist das Menschenrecht des Weibes, das Friedrich Schlegel fordert, indem er sich gegen herrschende heuchlerische Moral wendet. „Prüderie ist Prätension auf Unschuld, ohne Unschuld. Die Frauen müssen wohl prüde bleiben, solange die Männer sentimental, dumm und schlecht genug sind, ewige Unschuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fordern. Denn Unschuld ist das einzige, was Bildungslosigkeit adeln kann." Nur wenn auch das Recht der Frau in der Ehe gewahrt bleibt, kann diese auf Wahrhaftigkeit beruhen. „Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte," lautet Schleiermachers 7. Gebot. Das Problem der politischen Rechte der Frau aber scheint Fichte ebenso einfach wie das ihrer Erziehung. „Ist der einzige Grund aller Rechtsfähigkeit Vernunft und Freiheit, wie könnte zwischen beiden Geschlechtern, die beide dieselbe Vernunft und dieselbe Freiheit besitzen, ein Unterschied sein?"

Je mehr der Begriff des Individuums im Bewußtsein der Epoche Leben, Bedeutung, Vertiefung gewann, desto mehr mußte sie auch einer übergeordneten Individualität, der der Nation, inne werden. Tauchte der Gegensatz des einzelnen zur Allgemeinheit auf, so mußte er bald auf das einzelne Volk unter den andern Völkern übertragen werden. Bezog man ihn zunächst nur auf die kulturellen Verschiedenheiten, so sah der wachsende historische Sinn, das steigende Staatsgefühl bald den Nationalstaat in Beziehung zu den umgebenden staatspolitischen Organisationen. Diese Entwicklung geschah während der idealistischen Epoche, und die Romantik war es, die die letzte Konsequenz zog und damit den Nationalismus des 19. Jahrhunderts einleitete. Für Herder und den jungen Goethe war das Deutschtum freilich auch schon Kampfruf gewesen. In den Anschauungen des reifen Goethe jedoch, die eng mit seinen naturwissenschaftlichen zusammenhingen, traten hinter den Individuen und der Menschheit die Nationalitäten zurück. Ihre Bedeutung übersah er, der die großen Linien in dem reichen Bilde der Weltliteratur sich klar zu machen strebte, dennoch nicht, mochte er auch nicht in gleichem Maße wie Humboldt eine sich erhöhende Kultur in der nationalen Differenzierung anerkennen. Beide zeichnen mit scharfen Strichen den Charakter fremder Völker, besonders der Franzosen und Engländer: Humboldt, es ablehnend, ein Verdammungsurteil über eine Nation auszusprechen, und weit milder als Goethe, der hart die Maßlosigkeit und Unberechenbarkeit der französischen, die scheinhumane Heuchelei der englischen Politik kennzeichnet. Darüber hinaus geben

besonders die Romantiker sich Rechenschaft über das Beharrende und das der Entwicklung und Beeinflussung Unterworfene in Wesen und Art eines Volkes. Schleiermacher nennt das Volk „ein ausdauerndes Gewächs in dem Garten Gottes; es überlebt manchen traurigen Winter, der es seiner Zierden beraubt, und oft wiederholt es seine Blüten und Früchte". Fichte urteilt, daß ein „haltsamerer Nationalcharakter" geschaffen werde durch eine reichere und glänzendere Geschichte, aber auch dadurch, daß „man dem Volke mehr Anteil an der Regierung gibt, es zum freien Miturteilen läßt, es nicht als stumme Maschine, sondern als bewußten und gerühmten Mitwirker gebraucht".

Wie aber erscheint nun diesem geschärften Blick die Art des eigenen Volkes? Dieses Deutschland, dessen Charakter sie beurteilen sollen, war ein Bündel von Fetzen, nur dem Namen nach zusammengehalten durch ein Band, das in jener Zeit noch vollends zerriß. Der Feuerbrand des dreißigjährigen Krieges war darüber hinweggegangen. Jahrzehnte waren erst verflossen, seit Keime einer neuen deutschen Kultur, einer deutschen Literatur wieder aufgesproßt, Jahrzehnte erst, seit der Hohn des Auslandes die Eignung der Deutschen zu geistigen Dingen überhaupt in Zweifel gezogen hatte, und die Männer der Epoche hatten noch mit Augen jenen größten deutschen Fürsten gesehen, der die Anregungen seines Geistes sich von jenseits des Rheines verschrieb, weil er vom eignen Volke keine erwartete. Noch in dieser Zeit stampfen die Heereszüge Napoleons die Reste deutscher Macht in den Boden. Wohl fallen vereinzelte trübe Worte über die Rückständigkeit der deutschen Kultur, auch einmal ein bitteres Wort scheltenden Unmuts. Aber es sind meist äußere, zeitliche Dinge, die diese Urteile betreffen. Sie rühren nicht an das Innerste des deutschen Volkscharakters. Wenn wir nach diesem fragen, da klingt uns auf einmal, von keinem Mißklang gestört, ein so voller und starker Chor der Ehrfurcht und Liebe entgegen, daß unsre wunde Seele, die es verlernte, unsern Namen gelobt zu hören, fast erschüttert aufhorcht. Freilich, es sind die Söhne unsres Volks, die sprechen, aber es sind Männer, von keinem nationalistischen

Ueberschwang geblendet, die ihr Auge an dem Bild des Griechentums erzogen, Goethe und Schiller, Humboldt und Hölderlin, Wilhelm und Friedrich Schlegel, Schelling und Fichte.

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldduldend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.
— — — — — —
Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe!..."

Wie Hölderlin, erkennen sie alle im Ernst und der Tiefe das Wesen der deutschen Seele, in der Innerlichkeit, wie es Humboldt bezeichnet, dem unverrückten Sinn für das Rechte und der Neigung zur Erkenntnis der ersten Ursachen, die Schelling nennt. „Alles, was Schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand", hat das deutsche Volk aufbewahrt. Dieses Bild weckt ihnen den Eindruck, daß nur bei Deutschen Kunst und Wissenschaft um ihrer selbst willen verehrt werde. Ein so eigenartiger nationaler Charakter ersteht damit vor den Augen der Beschauer, daß sie dazu neigen, ihn zu einem Typus, unabhängig von dem Volke, dem er entstammt, zu erheben. Deutsche gibt es nach Novalis überall. „Und so trete denn endlich", ruft Fichte in einer seiner Reden, „in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unsrer bisherigen Schilderung unter Deutschen verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unsres Geschlechts glaube, oder ob man an alles dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von diesem allem stattfinde. Alle, die entweder selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue leben, oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerksam dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht soweit wären, die Freiheit

wenigstens ahnen und sie nicht hassen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben; alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche." Eine Zeit, die es erlebt hat, daß man die Reinheit des nationalen Charakters an das zugleich grobe und luftige Merkmal der Blutreinheit heftete, muß sich allerdings erinnern, daß der von Fichte so gekennzeichnete Volkscharakter zur Idee erhoben ist, um nicht von einem anscheinend überstiegenen Nationalismus allzusehr befremdet zu werden. Ein Ideal seines nationalen Wesens bedarf jedes Volk, das noch vorwärts will, und es bedarf seiner doppelt in Zeiten des Zusammenbruchs. Zeitliche Bedingtheiten erklären auch den Ueberschwang, mit dem die Epoche die deutsche Sprache feiert. Durch das Wiedererwachen seiner Dichtung war sie dem Deutschen wie neu geschaffen worden; staunend ward er sich der Reize bewußt, die sie entfalten konnte. So lauscht ihr Herder: „Seligkeit und Wollust füllt das Ohr, wenn es diesen Wohllaut seiner Sprache in langen Zügen trinken kann, wenn es Macht und sanfte Schwäche, Süßigkeit und Würde, Langsamkeit und Schnelle, Geräusch und Stille sich auch in Tönen vorbilden hört, wenn es alle diese Tonfarben in dem inneren Bau der Wörter findet, ohne daß Dichter sie erzwingen durften. Wahrlich die schönsten und edelsten Worte unserer Sprache sind erschaffen wie ein Silberton, der in einer reinen Himmelsluft auf einmal ganz hervortritt: sie wurden bei ihrer Geburt in das süße Meer des Wohllauts getaucht und sind im lebendigen Gefühl der Sache gebildet." Und, berauscht von seinem eigenen Werkzeug, ruft Schiller aus:

„Das köstliche Gut der deutschen Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist, die Seele, die voller Sinn ist.

Unsre Sprache wird die Welt beherrschen."

Fichte aber erkennt einen eigenen Grund für die Besonderheit der deutschen Sprache: die Sprachen aller andern Kulturvölker Europas sind durch das Medium der römischen hindurchgegangen, durch diese äußerliche Aneignung einer Sprache von völlig anderem

innerem Charakter ist die organische geistige Entwicklung dieser „Neulateiner" unterbrochen worden, während „der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet."

Im vollempfundenen Glücke des Gefühls, eine solche Sprache zu besitzen, ist ihre Pflege der Zeit ein heiliges Amt, ist *Reinigung und Bereicherung der Muttersprache*, wie Goethe sagt, „das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er bestehe; der geistlose hat gut rein sprechen, da er nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte?" Schiller hat sich damit begnügt, den geistlosen Puristen mit einem Distichon totzuschlagen:

„Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man „Pedant" uns verdeutscht."

„Die Sprache ist der Spiegel einer Nation;" sagt er an anderer Stelle, „wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes köstliches Bild von uns selbst daraus entgegen. Wir lernen das jugendlich Griechische und das modern Ideelle ausdrücken."

Auch für Humboldt ist die Sprache die äußere Erscheinung des Geistes eines Volks; so darf sie nicht engherzig dessen Ruhmestitel verleugnen, sich auch an fremdem Reichtum befruchtet zu haben.

Die Zeit war nicht dazu geschaffen, für die Kultureinheit, die jedem denkenden und empfindenden Deutschen bewußt war — und „wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört" nach Humboldts Wort, „seinem Vaterlande eigentümlicher als ein anderer an" —, auf fester Erde einen *Nationalstaat* zu denken. Unter Schillers Nachlaß fand sich ein Blatt, mit Prosa und Versen bedeckt; niedergeschrieben

sind sie kurz nach dem Frieden von Lüneville, in dem Napoleons Hand zerreißend in das, was man noch „Deutsches Reich" nennen konnte, hineingriff; sie enthalten Gedanken des Dichters über Deutschlands Gegenwart und Zukunft. „Darf der Deutsche in diesem Augenblicke, wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht, wo zwei übermütige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen und der Sieger sein Geschick bestimmt („Schweigend in der Ferne stehen Und die Erde teilen sehen" steht an der Seite") — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Namens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?

Ja, er darf's! Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Wert ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten. Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.

Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist." Aber Goethe, der doch so tief wie wenig andere empfunden, daß Wissenschaft und Kunst der Welt angehören und vor ihnen die Schranken der Nationalität verschwinden, nennt den Trost, den sie gewähren, für den, der das deutsche Volk mit anderen Völkern vergleiche, doch einen leidigen; er „ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören". Ebenso sagt Herder: es sei ein „edler Stolz, sich nicht von anderen einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andere Nationen es von jeher taten, Deutsche zu sein auf eigenem, wohlbeschütztem Grund und Boden". Wo solcher Anspruch lebt, ist auch die Hoffnung auf seine Erfüllung nicht erstorben. Goethe fährt in dem eben angeführten Gespräch mit dem Historiker Luden fort: „In derselben Weise tröstet auch nur der Gedanke an *Deutschlands Zukunft*; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben." „Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zu-

kunft, hat eine Zukunft." Er schließt es aus der Unzerstörbarkeit seines Wesens und seinem geistigen Zusammenhalt. „Die Deutschen wie die Juden lassen sich wohl unterdrücken, aber nicht vertilgen" („weil es Individuen sind", sagt er an einer anderen Stelle). „Sie lassen sich nicht entmutigen und würden stark geeint bleiben, selbst wenn es ihnen beschieden sein sollte, kein Vaterland mehr zu besitzen." Er schließt es aber auch aus ihrer Geschichte. „Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht."

Von solcher Zukunft unzertrennlich ist natürlich die deutsche Einheit. Die Vielstaaterei, die dem Vaterlande so viel Unheil gebracht hat, die Absonderung der einzelnen Stämme von den übrigen Deutschen ist nach Fichte „künstlich, gegründet auf willkürliche, und durch das Ohngefähr zustande gebrachte Einrichtungen". Und auch hier gibt sich Goethe einer ruhigen, gesunden Hoffnung hin. „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun, vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind; es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reich gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglicher gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel,

und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag."

Die Zukunftshoffnungen können nicht bestehen, ohne auch gegenwärtige Forderungen zu zeitigen. Humboldt legt sie in einer Denkschrift an Stein dar: „Deutschland muß frei und stark sein, nicht bloß, damit es sich gegen diesen oder jenen Nachbarn oder überhaupt gegen jeden Feind verteidigen könne, sondern deswegen, weil nur eine auch nach außen hin starke Nation den Geist in sich bewahrt, aus dem auch alle Segnungen im Innern strömen; es muß frei und stark sein, um das, auch wenn es nie einer Prüfung ausgesetzt würde, notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen für dieselben einnimmt, dauernd behaupten zu können." In dieser allseitigen Begründung fällt ein Punkt auf: die Rücksicht auf das Wohl der andern Völker. Man könnte dahinter nichts mehr als eine Art Theorie vom europäischen Gleichgewicht suchen. In der Tat klingt hier doch ein besonderer, der Epoche eigentümlicher Ton. Immer wieder wird, von Schiller und andern, hervorgehoben, was Deutschland in früheren Tagen für die Menschheit geleistet habe, und ein zukunftsfroher Glaube baut darauf, daß diese Sendung noch nicht voll erfüllt sei. In der erwähnten Handschrift Schillers finden sich auch solche Gedanken. „Ihm" (dem Deutschen) „ist das Höchste bestimmt, Und so wie er in der Mitte von Europens Völkern sich befindet, So ist er der Kern der Menschheit, Jene sind die Blüte und das Blatt." Und schließlich der berühmt gewordene Satz: „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." Es ist derselbe Geist, in dem Fichte in den Deutschen das Urvolk, das Volk schlechthin, erblickt. Es ist der Glaube an die Mission des eignen Volks, der, wie auch die objektive Geschichtsbetrachtung dazu stehe, von der lebendigen Kraft einer Nation, die noch zu wirken berufen ist, unzertrennlich bleibt. Es ist aber auch der Geist, aus dem allein Vaterlandsgefühl und Weltbürgertum der Epoche zu verstehen sind.

Das lebhafte Gefühl des Sturms und Drangs für das eigne Volkstum hinderte Herder dennoch nicht, die „Torheit der nationalen Selbstüberhebung“ ebenso wie den die Einheit des Menschengeschlechts zerreißenden Rassenbegriff abzulehnen. Wieland denkt darin nicht anders; er vermag auch bereits den der Aufklärungszeit entstammenden Kosmopolitismus mit vaterländischer Gesinnung zu verbinden. Die Begriffe Mensch, Welt- und Staatsbürger umfassen einander gleich konzentrischen Kreisen. Nur Internationalität ist zu verwerfen. Humboldt verankert den Begriff des Vaterlands in der gemeinsamen Grundanschauung: „Eine Nation, die gleichgültig bliebe bei dem Schicksale irgend eines, der ihre Muttersprache redet, für die der Name des Vaterlandes seine Bedeutung verloren hätte, die ihre Unabhängigkeit mit irgend einem Opfer zu teuer erkauft glaubte, und, wenn sie dieselbe verlöre, nicht ewig mit Unwillen gegen das fremde Joch anstrebte, eine solche Nation litte noch wenig, wenn sie bloß aufhörte, Nation zu sein; sie wäre aber auch unfähig, noch wahrhaft große einzelne Männer hervorzubringen. Denn überall geht in der physischen und moralischen Natur die einzelne Kraft nur aus der gesamten hervor.“ Die Zusammenstellung zerstreuter Gedanken, die großartige und bezwingende Begründung gibt Fichte. Auch er kennt falsche Patriotismen, die er abweist, wie den Partikularismus, den „dumpfen und unbeholfenen“, den er Spartanismus nennt, und in dem ersten seiner „Patriotischen Dialoge“ ironisiert er den vielgeschäftigen, immer begeisterten Patriotismus, dem unsere Zeit einen neuen Namen gab. „Ein guter Patriot“, erklärt in dem Gespräch der Vertreter dieser Richtung, „muß nur loben, und immer loben, und alles ausschließend also, wie es bei ihm ist, loben. Fände, wider Verhoffen, sich ja etwas, das sich durchaus nicht loben ließe, so muß man dieses mit Stillschweigen übergehen. Dadurch wird so recht das schöne Band der Liebe und des Vertrauens der Regierten zur Regierung, und hinwiederum das Vertrauen der letztern, — welcher unser Lob ja unendlich schmeichelhaft sein muß, und die nicht

anders wissen kann, als daß dasselbe nur der Ausdruck der allgemeinen Stimmung sei, — zu den Regierten geknüpft, und befestiget.“ Für den wahren Patriotismus jedoch sucht Fichte die tiefste Wurzel, die gefunden werden kann, das Ewigkeitsbedürfnis des Menschen. Irdische Ewigkeit, Dauer in der Zeit gibt es nun aber für uns nur in unsrer Nation. „Wer nicht zuvörderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht gibt.“ Und dieses Ewige, das auf Erden zu verwirklichen, dem Menschen sein Vaterland angewiesen ist, sollte auf dessen Grenzen beschränkt bleiben? „Höhere Vaterlandsliebe“ ist Liebe zum „Aufblühen des Ewigen und Göttlichen in der Welt“. Hier stimmt wieder zu Fichte eine Stelle aus jenen Schillerschen Nachlaßpapieren, wo das Höchste, das dem Deutschen bestimmt sei, darin gefunden wird, „die Menschheit, die allgemeine, in sich zu vollenden“. Deshalb, weil es an dem Deutschen ist, das Ziel des Idealismus zu erfüllen, *deshalb* ist der Tag des Deutschen die Ernte der ganzen Zeit. So kann denn Fichte Kosmopolitismus und Patriotismus definieren: „Kosmopolitismus ist der herrschende Wille, daß der Zweck des Daseins des Menschengeschlechts im Menschengeschlechte erreicht werde. Patriotismus ist der Wille, daß dieser Zweck erreicht werde zu allererst in derjenigen Nation, deren Mitglieder wir selber sind, und daß von dieser aus der Erfolg sich verbreite über das ganze Geschlecht.“ Beide sind unlöslich miteinander verbunden, ja sie sind im Wesen eins, Weltbürgertum ist der Sinn der Vaterlandsliebe, „das Unsichtbare in dem Sichtbaren“. Arbeiten soll der Mensch *an* seinem Volk, aber *für* die Menschheit. Und es wäre denkbar, daß er die schwerste Probe ablegen müßte, daß sich das Vaterland der Geburt und das der Idee, falsche und wahre Vaterlandsliebe voneinander schieden. „Welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers? Im allgemeinen ist es Europa, insbesondre ist es in jedem Zeitalter *derjenige* Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Jener Staat, der gefährlich fehlgreift, wird mit der Zeit freilich untergehen,

demnach aufhören, auf der Höhe der Kultur zu stehen. Aber eben darum, weil er untergeht, und untergehen muß, kommen andere, und unter diesen einer, vorzüglich herauf, und dieser steht nunmehro auf der Höhe, auf welcher zunächst jener stand. Mögen dann doch die Erdgebornen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge, ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten, und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden, und hin sich wenden, wo Licht ist, und Recht. Und in diesem Weltbürger-Sinne können wir denn über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst, und für unsre Nachkommen, bis an das Ende der Tage."

Von diesem Patriotismus führt kein Weg zu dem, der das zweideutige Wort „Recht oder Unrecht, es ist mein Vaterland" bis zu einem Recht *zum* Unrecht für das Vaterland ausgedeutet hat. Aber wer bis zum innern Sinn der Epoche hinabsteigt, wird in Fichtes Vaterlandsliebe und dem so oft unnütz geschmähten und noch unnützer beschönigten Verhältnis Goethes zum Vaterlande nicht zwei unvereinbare Pole finden. Goethe hat als Lebenstrost und -weisheit den Spruch gegeben: „Wo ich nütze, ist mein Vaterland", und er hat für sich selbst in Anspruch genommen, auf einer Stufe der Kultur zu stehen, wo der Nationalhaß ganz verschwindet, aber er hat sich zu den großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland bekannt als zu einem Teil unseres Wesens, den niemand von sich zu werfen vermag.

Daß die Zuspitzung, welche die Begriffe von Vaterlandsliebe und Weltbürgersinn bei Fichte finden, eine gewisse Gefahr in sich berge, ist nicht zu leugnen. Wenn grobe Sinne das abstreiften, was sie nicht zu fassen vermochten, konnte das übernationale Ideal des Deutschtums zum völkischen Dünkel, die Arbeit am Vaterland, ihres innersten Sinnes vergessend, zum nationalen Egoismus werden. Die Geschehnisse und die geistigen Tendenzen des 19. Jahrhunderts haben solche Entwicklung begünstigt. Die eigenste Not des Vaterlandes

drängte alles andre in den Hintergrund. Europa raste in erbittertem Kampf. Diesen Kampf, in dem jeweils der Stärkere obsiegte, sah der historisch geschulte Blick, der nun von seinen Maßstäben keine Ausnahme zugestehen wollte, überall in der Weltgeschichte. Ihn sah auf ihrem Gebiet auch die sich entfaltende Naturforschung. So finden wir über *äußere Politik* schon bei Fichte und Goethe einzelne Aeußerungen, die uns befremden. „Im Verhältnis zu andern Staaten", meint jener, „gibt es weder Gesetz noch Recht, außer dem Rechte des Stärkeren, und dieses Verhältnis legt die göttlichen Majestätsrechte des Schicksals und der Weltregierung, auf Verantwortung des Fürsten, nieder in seine Hände, und erhebt ihn über die Gebote der individuellen Moral in eine höhere sittliche Ordnung, deren materieller Inhalt enthalten ist in dem Worte: Salus et decus populi suprema lex esto." Dazu stimmt ein Wort des greisen Goethe über die preußische Polenpolitik: „Ich stelle mich höher als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: kein König hält Wort, er kann es nicht halten, er muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben. Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen: sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Oesterreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde." Wir werden an solchen Aeußerungen die Uebermacht zeitlicher Einflüsse selbst über die größten und reinsten Charaktere erkennen. Wir werden daraus erkennen, daß nur Flachheit, Pharisäertum und niedrigste Heuchelei es wagen darf, ein ganzes Volk zu infamieren, weil in seiner Politik Grundsätze wirkten, die bislang Gemeingut waren und die, mögen sie auch im allgemeinen Bewußtsein stark erschüttert sein und daher unter mancherlei Masken sich bergen müssen, auch heute noch ihre Macht über die politische Praxis nicht verloren zu haben scheinen. Von dem Abfall in der Idee aber müssen wir an die Idee selbst appellieren. Könnte sie sein, was sie ist, wenn es ein Gebiet gäbe, wo sie

nicht herrschte? Hat nicht Novalis das Wort gesprochen, daß ein dauerhaftes Glück nur der rechtliche Staat mache? Hat nicht Goethe statt einer Politik des Entzweiens die des Vereinens proklamiert? Hat nicht Humboldt auch denjenigen Völkern die, obwohl besser, den schlechteren unterliegen, den endlichen Sieg durch das langsame, aber mächtige Ausstrahlen des Geistes und der Trefflichkeit vor Augen gestellt? Und daß er sich auch in seinem Handeln von diesen Ideen leiten ließ, hat ihn nicht gerade dies so hoch über seine diplomatischen Genossen emporgehoben? Fichte selbst ist es gewesen, der „nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts" als diejenige genannt hat, „welche Siege erkämpft", er auch der, welcher „den Geist allein, rein und ausgezogen von allen sinnlichen Antrieben", „an das Ruder der menschlichen Angelegenheiten" gerufen hat.

Es war nicht zum wenigsten auch im Widerspruch gegen die Anschauungen der Aufklärung, aus dem heraus Fichte jene Folgerungen für die Beziehungen der Nationen untereinander zog. Sein leidenschaftliches Temperament schmäht jene Philosophie als „flach, kränklich und armselig.. darbietend als ihr höchstes Gut eine gewisse Humanität, Liberalität und Popularität, flehend, daß man nur gut sein möge und dann auch alles gut sein lasse, überall empfehlend die goldne Mittelstraße, d. h. die Verschmelzung aller Gegensätze zu einem dumpfen Chaos, Feind jedes Ernstes, jeder Konsequenz, jedes Enthusiasmus, jedes großen Gedankens und Entschlusses und überhaupt jedweder Erscheinung, welche über die lange und breite Oberfläche um ein weniges hervorragte, ganz besonders aber verliebt in den ewigen Frieden". Vorzüge und Mängel sind hier zu einem subjektiven Bilde wunderlich gemischt. Denn die vorhergehende Generation hatte der folgenden in der Tat auch ein positives Erbe hinterlassen, und zu dem Wertvollsten darin gehören ihre Gedanken über Krieg und Frieden unter den Völkern.

Das schwere Problem des „rechtschaffenen Staatsmannes", die Größe der Aufgabe, „die Klugheit immer glücklich mit der

Sittlichkeit zu verbinden", eine Aufgabe, die dennoch gelöst werden muß, hat der helle und wohlwollende Blick Wielands wohl erkannt. Kant hat die Frage nach dem Verhältnis von Moral und Politik von höherer Warte aus beantwortet. Wohl sei Ehrlichkeit nicht immer die beste Politik, aber sie sei besser als alle Politik. „Politiker, die nur auf den Erfolg ausgehen und sich dabei ihrer Menschenkenntnis rühmen, mögen die Menschen kennen, nicht aber kennen sie den Menschen und was aus ihm gemacht werden kann."

Kants Gedanken über Krieg und Frieden sind denn auch für den deutschen Idealismus verbindlich geblieben. Erst der späte Fichte und Hegel haben sich von ihnen abgewandt und damit die Periode eröffnet, die, soweit wir es heute überschauen können, mit dem Weltkrieg endete. Den Krieg nannte der jüngere Fichte „das größte Hindernis des Moralischen", für Goethe war er „eine Krankheit, wo die Säfte, die zur Gesundheit und Erhaltung dienen, nur verwendet werden, um ein Fremdes, der Natur Ungemäßes zu ernähren". Ja, Fichte erkennt sogar: „Krieg ist nicht nur, wenn Krieg geführt wird, sondern die allgemeine Unsicherheit aller vor allen und die daraus erfolgende immerwährende Bereitschaft zum Kriege ist auch Krieg und hat für das Menschengeschlecht fast dieselben Folgen als der geführte Krieg." Anschauungen, gleich der Hegels, von der erfrischenden und reinigenden Wirkung des Krieges sind vor allem Schillers Kämpfernatur begreiflicherweise nicht fremd, aber er hat sie doch durch die Art, wie er sie Gestalten seiner Dichtung in den Mund legte, sich nicht völlig angeeignet. Dagegen läßt er sich als Weltbürger mit den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges dadurch versöhnen, daß sich Europa in diesem Krieg zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt habe. So entdeckt auch Goethe, daß die Nationen, „in den fürchterlichsten Kriegen durcheinandergeschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt", gerade dadurch bisher unbekannte geistige Bedürfnisse, das Gefühl des Gemeinsamen und den Wunsch nach geistigem Verkehr empfunden hätten. Die Sehnsucht nach einer Verständigung der Menschheit ist aus den Herzen nicht mehr zu

tilgen. „Haben die Nationen alles vom Menschen —“ ruft Novalis aus, „nur nicht sein Herz? — sein heiliges Organ? Werden sie nicht Freunde, wie diese, an den Särgen ihrer Lieben, vergessen sie nicht alles Feindliche, wenn das göttliche Mitleid zu ihnen spricht — und ein Unglück, ein Jammer, ein Gefühl ihre Augen mit Tränen füllte? Ergreift sie nicht Aufopferung und Hingebung mit Allgewalt, und sehnen sie sich nicht, Freunde und Bundesgenossen zu sein?“ Novalis ist es auch, der ausspricht, die Staaten müßten „endlich gewahr werden, daß die Erreichung aller ihrer Zwecke bloß durch Gesamtmaßregeln möglich“ sei, der sich dazu „Allianzsysteme“ und „Näherung zur Universalmonarchie“ notiert und das Völkerrecht als den Anfang zur universellen Gesetzgebung, zum universellen Staate bezeichnet. Die Idee einer Weltrepublik hat für Friedrich Schlegel „praktische Gültigkeit und charakteristische Wichtigkeit“, eine Föderation aller Staaten und einen Völkerareopag sieht auch die Theorie Schellings vor. Besonders klar legt Fichte seine Stellung zu diesen Problemen dar. „Ist denn auch derjenige der Sieger, der die gerechte Sache gehabt hat?“ Da sei nun im Gegenteil zu befürchten, daß, weil Macht und Recht gewöhnlich in umgekehrtem Verhältnisse stehen, der Krieg mehr das Unrecht befördere als das Recht. Unrecht könne nur abgewendet werden, wenn mehrere Staaten sich verbänden und den ungerechten Staat gemeinsam bekämpften. Dieser Völkerbund solle denjenigen Staat bestrafen, der einen Vertrag mit einem der dem Völkerbunde angeschlossenen Staaten breche. Der Völkerbund hat das Richteramt über das Verhältnis der Staaten zueinander und muß seine Rechtsurteile auch zur Exekution bringen können. So wird der ewige Friede erstrebt, „das einzig rechtmäßige Verhältnis der Staaten“.

Wir haben den Weg vollendet. Er rundet sich zum Kreise, denn wie alle Forderungen der idealistischen Epoche führt auch die nach dem Frieden auf Erden zu dem einen Menschheitsideal als Quelle und Mündung zurück. Nicht alles, was die großen Führer uns sagten, konnten wir annehmen. Wir sind seitdem durch ein Jahrhundert gegangen. Sollte es, wie für den Menschen,

auch für ein Volk Irrwege geben, so sind sie doch für beide niemals vergeblich. Keiner auch kann zurückkehren zum Ausgangspunkt. Was uns das 19. Jahrhundert geschenkt, ist ein tieferes Wissen von den historischen und sozialen Bedingtheiten, ist die Hebung von Volksschichten ins Licht, die damals noch im Dunkel lagen. Nicht nach den Wegen wollten wir daher die Großen von Weimar fragen, nur ihre Sterne sollten sich uns von neuem entzünden, damit sie über unsern Wegen leuchten. „Die Prinzipien werden durch keine Zeit, und keiner Zeit Ereignis geändert; nur die Anwendung derselben wird bestimmt durch den Stoff, den die Zeit darbietet.“ So ergibt es sich von selbst, daß sie, die doch fest mit beiden Füßen auf Erden standen, uns erst recht nicht von der Erde wegführen sollen. Wir wollen nicht, daß Dichter und Philosophen uns regieren, nur daß sie die erziehen, die regieren sollen, sie tränken mit Weisheit und Güte. Nicht die Politik soll der Philosoph machen, sondern den Politiker. Denn kein Volk, das noch einen Weg vor sich sieht, kann sich auf das Bekenntnis zurückziehen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Wirken im Geist und Leben in der Erscheinung: beides muß es erstreben. Wie weit beides ihm gelingt, darüber entscheiden die höheren Mächte der Geschichte.

Wir kennen aus dem eignen Leben nur allzusehr jene tränenschwere Dämmerung, wie sie manches Jahr über Deutschland lag, als die deutschen Idealisten glaubten und hofften. Aber uns wurde ein reicheres Glück wie ihnen: daß wir schon bauen dürfen an einem Neuen. Und Glauben und Verheißung und alle Ideen Weimars schwingen in Fichtes Wort:

„Und so wird von ihnen aus erst dargestellt werden ein wahrhaftes Reich des Rechts, wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen konnten: Für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt.“

Erschienene und vorbereitete Neuigkeiten

Weimars Vermächtnis

Der Geist der klassischen Zeit in seiner Bedeutung für den Neuaufbau Deutschlands

von

Dr. Paul Neuburger

kartoniert Mk. 3.50

Die Antithese Weimar – Potsdam, die zum Schlachtruf unserer Feinde gegen uns geworden ist, ebenso wie das Bekenntnis zum deutschen Idealismus, das von unserer Regierung wiederholt ausgesprochen wurde, regen immer wieder die Frage an: Was kann uns Weimars Geist heute noch sein? Die großen Männer aus der Glanzzeit unserer Geistesgeschichte äußern sich hier zu Problemen unserer Tage; indem das geschichtlich Bedingte abfällt, treten die ewigen Werte leuchtend hervor.

Vom Geiste der Revolutionen

von

Dr. Arthur Liebert

stellv. Geschäftsführer der Kant-Gesellschaft

kartoniert Mk. 3.50

Die gewaltigen Erschütterungen, die die gegenwärtige Revolution dem inneren und dem äußeren Leben zugefügt hat, erwecken das lebhafte Bedürfnis nach einer Aufklärung über das Wesen, die allgemeinen Wurzeln und Quellen, den Sinn und die Bedeutung der Revolutionen überhaupt. Die vorliegende Schrift deckt die allen Revolutionen, ganz gleich, ob es sich um solche politischer, künstlerischer, religiöser Natur usw. handelt, gemeinsamen Urbedingungen auf, sie ermißt das Verhältnis, das jede Revolution zu dem allgemeinen geschichtlichen Zusammenhang besitzt, und sie entwickelt das Schicksal, das jeder Revolution mit Notwendigkeit zuteil werden muß. Die Behandlung hält sich fern von jeglicher parteilichen, parteipolitischen oder wertenden Einstellung; ihr ist nur daran gelegen, den „Geist" jener ungeheuren Bewegungen des geschichtlichen Lebens zu erfassen und zu erhalten, die wir allgemein als Revolutionen bezeichnen.

Ernst Roth, Magalhaes. Ein Roman. kart. etwa Mk. 7.50

Der Verfasser, ein junger Deutsch-Oesterreicher, hat die Handlung in das Zeitalter der Entdeckungen zurückverlegt; er tat das besonders, um sich von dem eben Aktuellen freizumachen und um die Auswertung seines Problems bis in eine letzte, äußerste Konsequenz zu ermöglichen. Dabei sind alle Konflikte ins Künstlerische übertragen, wodurch eine Erfassung des psychologischen Einflusses ohne Darstellung der ursächlichen Zeitereignisse erreicht wird.

Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin W 62

Gruppe: Schriften zur Zeitgeschichte

Die Gegenwart

Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst, Leben

begründet 1871 von Paul Lindau,

herausgegeben von Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Bolze

vierteljährlich M. 4.50, jährlich M. 18.00

Der 48. Jahrgang

der „Gegenwart", in deren Spalten die letzten Jahrzehnte alle führenden Leute der Kulturwelt zu Worte gekommen sind, will, den Traditionen getreu, ein Spiegelbild der geistigen Bewegungen und der politischen Ereignisse unserer Tage sein.

Egbert Müller, Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen. Hundert Gutachten von Freund und Feind. M. 2.60

Theophil Zolling, Bismarcks Nachfolger. Roman. 5. Auflage. M. 6.50

Heimat- und Kulturarbeit während des Krieges

Pfarrer Blenn: Die Kirche im Kriege. geh. 65 Pfg.
Prof. Dr. Lujo Brentano u. a.: Der deutsche Handel im Kriege. geh. 65 Pfg.
Prof. Burgeß-New-York, Björn Björnson u. a.: Die Ausländer in Deutschland. geh. 65 Pfg.
Oberstabsarzt Dr. Friedheim, Frau Hedwig Heyl, Monsignore D. Werthmann u. a.: Die Kriegsarbeiten der Frau. geh. Mk. 1.30, kart. Mk. 2.25
Dr. jur. et phil. Hugo Grothe: Unsere Volksgenossen im Auslande und der Krieg. geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
Hochschuldozent Dr. Hasse: Krupp in Essen. geh. 65 Pfg, kart. Mk. 1.50
Oberstabsarzt Prof. Dr. Kimmle u. a.: Das Rote Kreuz und der Rote Halbmond. geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
Vize-Admiral Kirchhoff und Prof. Dr. Ad. Marcuse: U-Boot und Luftboot. Geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
Geh. Rat Prof. Joseph Kohler: Jurisprudenz und Krieg. geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
arl Hachez und Otto Glaser: Kriegs-ABC. Ein Bilder-ABC mit Versen 65 Pfg., in Mappe Mk. 2.—
Anna Lindemann: Die Zukunft der Kriegswitwe. geh. Mk. 1.50.
Prof. Dr. Adolf Marcuse: Die Naturwissenschaft im Dienste des Krieges. geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
Hauptmann Müller-Eberhart: Hindenburg. geh. 65 Pfg., kart. Mk 1.50
Dr. Heinz Potthoff: Soziale Wirkungen des Weltkrieges. geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
Dr. jur et phil. Freiherr von Reibnitz: Weltkrieg und Weltbörse. geh. Mk. 1.30
Theodor Ritter von Riba: Der türkische Bundesgenosse. geh. 65 Pfg. kart. Mk. 1.50
Prof. Dr. H. Silbergleit: Die Aushungerungsgefahr? geh. 65 Pfg., kart. Mk. 1.50
Dr. Ludwig Stettenheim u. a.: Deutsche Großstädte im Kriege. geh. 65 Pfg.
Prof. Dr. Julius Voigt u.a.: Universität und Schulen im Kriege. Mit Beiträgen von Dir. Dr. Büchel, Dr. Nörrenberg, herausgegeben von Leo Colze (Leo Cohn). geh. 65 Pfg.

Josef Amberger, Der unendliche Weg. Gedichte. geb. M. 2.60

Kritische Rundschau: Ganz ohne Pathos, mit leisen, zuweilen ganz wundervoll tiefen Tönen dichtete Josef Amberger seinen „Unendlichen Weg". Einige dieser Gedichte gehören zum Schönsten, was ich kenne.

Heinrich Franz Bachmair, Aglae. Einmalige Auflage von 500 Exemplaren — Vergriffen. Angebote und Nachfragen bezüglich Rückverkaufes oder Ankaufes von Exemplaren vermittelt der Verlag.

Johannes R. Becher, De profundis Domine. Dichtung. Einmalige Auflage von 500 Exemplaren. Auf Bütten gedruckt und in Halbpergament gebunden — Vergriffen. Angebote und Nachfragen bezüglich Rückverkaufes oder Ankaufes von Exemplaren vermittelt der Verlag.

Waldemar Bonsels, Ave vita. 2 Novellen. 5. Auflage. Friedensausstattung. geh. M. 4.00, geb. M. 5.20

Die Zukunft: Waldemar Bonsels ist wahrlich kein Naturalist, sondern einer, der für die Wirklichkeit so scharfsichtig ist, weil er weiß, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis, oder vielmehr: daß alles noch so Vergängliche dennoch ein Gleichnis ist. Einer, der eine ganz seltene Gabe besitzt: Schöpferische Schamhaftigkeit.

Margarete Bruch, Rosen im Schnee. Ein Weihnachtsspiel. Mit drei Liedern von Professor Max Bruch. Neue Ausgabe in Vorbereitung. Etwa M. 2.00

Die Lieder sind von Professor Max Bruch, dem Altmeister deutscher Tonkunst, eigens für dieses von seiner Tochter verfaßte, äußerst liebliche Spiel zusammengestellt und in der Originalhandschrift des Komponisten wiedergegeben.

Karl von Eisenstein, Lieder im Kampf. Gedichte, Novellen, Skizzen. M. 2.00

Julius Bab: Sein Name klingt wie eine Erfindung von Liliencron, und tatsächlich ist er in der ganzen großen Kriegslyrik dieser Zeit der einzige echte Nachfahre des großen deutschen Kriegspoeten von 1870.

Die Wage: Denn, mag Eisenstein oft die prunklosesten Worte gebrauchen, es kommt letzten Endes doch immer des Dichters Bewunderung vor dem Großen, Gewaltigen zum Durchbruch. Er ist ein Echter: nicht ein Nachempfinder, nicht ien um die literarische Nuance, um die artistische Finesse Besorgter. Einen Eisenstein zu haben, das mag uns Oesterreicher mit Freude und Stolz erfüllen.

Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin W 62

Gruppe: vormals Heinrich F. S. Bachmair Verlag

Frances Külpe, An der Wolga. Drei novellistische Bilder aus russischem Leben. M. 3.—. Vergriffen. Angebote und Nachfragen bezüglich Rückverkaufes oder Ankaufes von Exemplaren vermittelt der Verlag.

Artur Kutscher, Hebbel und Grabbe. br. M. 3.25, geb. M. 4.—

Wissenschaftlich-Pädagogische Rundschau: Verfasser zeigt, wie weit Hebbel von Grabbe in seinem dichterischen Schaffen beeinflußt, bzw. in welchem Maße Hebbel sich angelehnt haben könnte. Die Darstellung ist recht objektiv, und der Verfasser weiß auch Hebbels Schwächen zu zeigen, ohne der Dichterpersönlichkeit zu schaden. Die Abhandlung dreht sich um folgende Punkte: 1. Das Verhältnis Hebbel-Grabbe in der Kritik und Hebbels Erklärungen. 2. Grabbes Einfluß und Hebbels Leistung. — Was kannte Hebbel von Grabbe. 3. Hebbels Recht und die Pflicht der Kritik. — Ich kann die geistreiche Arbeit allen Freunden Hebbels wärmstens empfehlen.

C. W. Meyer, Die Überwindung der Gottesidee. Herausgegeben von der Ortsgruppe Pforzheim des Deutschen Monistenbundes. 3.—5. Tausend. M. 1.—

Richard Münzer, Tausend und Ein Aphorismus. Vergriffen.

Die Oden Friedrichs des Großen. Doppel-Ausgabe, französisch und deutsch. Übertragungen im Versmaße der Originale von Alfred Richard Meyer. Dritte Auflage. In sehr hübschem Pappband, Friedensausstattung, M. 3.25

Kölnische Zeitung: Es sind philosophische Bekenntnisse, intime Lebensdokumente, die uns einen Einblick gestatten in die Poetenwerkstatt dieses großen ungewöhnlichen Mannes und zugleich dartun, wie seine starke, ehrliche Seele sich mit den tiefsten Fragen der Menschheit beschäftigt hat.

Der Osten: Die Uebersetzung Alfred Richard Meyers ist trefflich. Sie zeugt nicht nur von einem subtilen Sprachgefühl, sondern zeichnet sich auch durch hohe nachschöpferische Kraft aus. Die große formale Glätte berührt bei Nachdichtungen nach dem Französischen, der Sprache höchster formaler Vervollkommnung, besonders angenehm.

Arthur Trebitsch, Der Fall Ferdinand Gregori und Siegfried Trebitsch. 65 Pfg.

Die Neue Zeit. Beiträge zur Geschichte der modernen Dichtung. Alle Hefte sind vergriffen. Angebote und Nachfragen bezüglich Rückverkaufes oder Ankaufes dieser sehr gesuchten und beachtenswerten Hefte vermittelt der Verlag. Komplette Jahrgänge jederzeit gesucht.

Engert, Sieben Zeichnungen. Einmalige numerierte Auflage in 100 Exemplaren auf Bütten M. 13.—. Noch 2 Stück verkäuflich.

Karl Otten, Die Reise durch Albanien. Mit sieben Zeichnungen von Franz Henseler. kart. M. 3.25

Kritische Rundschau: Der Verfasser erzählt in gewählter, ausgearbeiteter Sprache seine Erlebnisse und Eindrücke in Montenegro und Albanien, die er von Antivari über Skutari nach Durazzo durchwanderte. Der Leser erfährt interessante Beobachtungen über das Wesen der Montenegriner, Türken und besonders der Albanier, deren noch fast unerforschtes Land, eingehend geschildert wird. Besonderen Kunstwert erhält das Buch durch die beigefügten sieben außerordentlich wirkenden Zeichnungen des verstorbenen Franz Henseler.

Richard Seewald, Zehn Holzschnitte. Nr. 1—10 vo Künstler mit der Hand gedruckt und signiert (nur noch 1 Stück im Handel) Mk. 100.—, Nr. 11—110 in der Tiegelpresse auf Japan gedruckt. M. 32.50. Die Stöcke wurden vernichtet.

Wilhelm Hausenstein: Diese Holzschnitte sind Leistungen eines persönlichen Talents, das in der Zeit lebt und sich innig bemüht, die Sprache der Zeit für sich, für den Ausdruck der eigenen Empfindungen durchzubilden. Sie sind Dokumente, die man in ruhigen Augenblicken umblättert, und an denen man den psychologischen und formalen Standard der Zeit ermißt.

Im Schützengraben in den Vogesen. Zehn Zeitblätter von Paul Erkens, München, herausgegeben und illustriert unter Mitarbeit von Richard Seewald, v. Hörschelmann, Harbeck, Klabund Felix Lorenz u. a. Komplett in Mappe M. 2.25

Uebermütiger und echter Humor vereinigen sich in diesen 10 Heften mit feingefühlter Kunst und tiefem Ernst. Das „Lied des Kriegsfreiwilligen" von Klabund, die Zeichnung Seewald's zu dem Gedicht „Bei Maudray" zeugen von der gleichen Originalität der Sammlung, wie z. B. die mit so viel Humor ausgestattete „Entlausungsnummer". Die Zeichnungen von Erkens wirken überzeugend. Diese Feldzeitung war fast die einzigste aus dem Kreise de wirklich modernen Künstler und wird bald Seltenheitswert besitzen.

Die neue Kunst. Hrsgg. von H. Amon und H. F. Bachmair mit Originalbeiträgen von Amberger, Becher, Frank, Hausenstein, Henseler, Kokoschka, Lasker-Schüler, Lissauer, Heinrich Mann, A. R. Meyer, Seewald, Wedekind, u. a. Alle Hefte sind vergriffen. Diesbezügliche Angebote und Nachfragen vermittelt der Verlag.

Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin W 62

Gruppe: vormals Heinrich F. S. Bachmair Verlag

Münchener Liebhaberdrucke

Die M. L. sind die einzige billige Sammlung, die auf Massenauflagen verzichtet und in einmaligen Auflagen von 500 bis höchstens 750 Exemplaren pro Band erscheint. Auf die Ausstattung der M. L. wird die denkbar größte Sorgfalt verwendet. Jeder Band wird in einer der ersten Druckereien Deutschlands in stets wechselnden, erlesenen Schriften auf echtes Bütten oder bestes Hadern gedruckt.

Bisher erschien: Serie I

1. Gottfried August Bürger, Lenore
2. Viktor Hadwiger, der Tod und der Goldfisch
3. Batrachomyomachia
4. Alfred Richard Meyer, Branitz. Ein Idyll
5. Friedrich Hölderlin, Diotima
6. Kurt Martens, Verse
7. Hermann Hesse, Anton Schievelbeyn's ohnfreywillige Reisse nacher Ost-Indien
8. Berthold Sutter, Nachklänge. Gedichte
9./10. Georg Hirschfeld, Das tote Leben. Drama
11. Gustav Meyrink, Der Kardinal Napellus
12. Richard Schaukal, Widmungen

Jeder Band einzeln M. 1.30, der Doppelband 9/10 M. 2.— Die Bände Nr. 1 und Nr. 5 können einzeln nicht mehr geliefert werden. Die komplette Serie I, Band 1—12, M. 20.—. Es sind nur noch wenige Exemplare vorhanden.

Neuphilologische Blätter: Inhaltlich bieten diese „Münchener Liebhaberdrucke" Altes und Neues. Großes Gewicht legen sie auf die äußere Form, und da will mir scheinen, daß sie in der Tat ihre Aufgabe trefflich erfüllen. Bürgers „Lenore" ist in einer Ungerschen Schrift wiedergegeben, die dem klassischen Wert dieser trefflichen Ballade durchaus entspricht. Der klare Inhalt wird in seiner Wirkung durch die Klarheit dieses Satzes nur noch vertieft. Mit am besten wirkt auf mich Hölderlins „Diotima" in Didotantiqua. Kurt Martens „Verse" sind in Goethefraktur wiedergegeben, eine Fraktur, die sich außerordentlich einheitlich gibt; Hesses kleine Erzählung im Stil frühneuhochdeutscher Sprache kann die durchaus altertümlich wirkende Jean-Paul-Schrift durchaus vertragen. Der Band macht wirklich den Eindruck eines alten Büchleins. Alle Bände sind in geschmackvollem, meist einfarbigem bunten Umschlag mit entsprechendem Faden geheftet, der Titel auf weißem Etikett mit einfachen Randleisten gedruckt. Als Druckpapier wurde echtes Bütten oder bestes Hadern gewählt. Ich kann zusammenfassend sagen, daß hier wirklich bei dem billigen Preis das Beste geleistet wurde, was man sich denken kann. Man kann inhaltlich und äußerlich mit diesen Münchener Liebhaberdrucken zufrieden sein. Sie bereiten entschieden Freude.

Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin W 6

Gruppe: Fachschriften

Waldemar Heßling, Innenausstattung und Möbel. Vorbilder im Empire-Stil. In Mappe. Serie I (20 Tafeln und ill. Text) M. 28.60, Serie II/III (40 Tafeln und ill. Text) M. 57.20

Möbelmagazin: Der vorliegende Band enthält Möbel und Innenausstattungen im Empirestile, die mehr schlichter Ausführung und bürgerlichen Geschmackes sind. Aber gerade diese Umstände machen die Vorlagen für die jetzt herrschende Richtung in unserer Möbelindustrie äußerst wertvoll.

Egon Heßling, Horlogerie et Orfèvrerie Empire. 36 Tafeln in Lichtdruck mit illustriertem Text. In Mappe. M. 45.00

In diesem Werk sind hauptsächlich die künstlerisch wertvollsten Stücke eines Tafelaufsatzes enthalten, der nach Zeichnungen von Percier für ein Geschenk an Napoleon I. hergestellt wurde. Die herrlichen Uhren stammen aus den Schlössern von Fontainebleau, Compiégne, Versailles und Malmaison.

Sternführer (Städte-Serie)

Heft 1. Berlin als Kunststadt. I. Die bild. Kunst. V. Dr. J. von Bülow
Heft 2. Berlin als Kunststadt. II. Die angew. Kunst. V. Dr. J. Jung
Heft 3. Berlin für Fremde. Von H. Hirschbach
Heft 4. Der Sport in Berlin. Von Dr. J. Kehling

In Vorbereitung befinden sich: Theater und Musik in Berlin. Berliner Bildungswesen. Das kaufmännische Berlin. Berlins Umgebung u. a.

Jedes Heft 50 Pfg.

Die Sternführer bilden eine neuartige Sammlung von Wegweisern durch die verschiedensten Gebiete des praktischen Lebens. Sie wollen Orientierung über das Grundlegende und Wertvollste einzelner Materien geben, der Entwicklung und Expansion in unserer hastenden Zeit Rechnung tragend. Parallel mit Expansion stehen Spezialisierung und Konzentration. Und Führer für die Spezialisierung wollen die Sternführer sein, also Zeitsparer im besten Sinne des Wortes.

Börsenblatt: Das Charakteristische dieser Hefte ist, neben einer Erweiterung des Programms, die Subjektivierung. Diese »neuen« Führer sind kein Ersatz der »alten«, sondern ihre Ergänzung, in dem Sinne, daß der Fremde, der erst die feststehenden Werte der Stadt fachkundig genossen hat, an der Hand der neuen Führer die problematischen Werte der Gegenwart auf sich wirken läßt.

An Gebrauchsgraphik brachte der Verlag künstlerische Postkarten, Blätter, Marken u. a. nach Originalen von August Hajduk, Erich Kur, Franz Stassen, O. u. A. Roloff, P. Brockmüller, u. a. heraus. Die früher im Verlage erschienene Zeitschrift „Das Plakat" erscheint jetzt im Selbstverlage des „Vereins der Plakatfreunde E. V."

Alle Preise verstehen sich einschließlich des Teuerungszuschlages des Verlages

GC
N393
Goethe.
Weimars Dermal
Kmis
C F Boyerschmidt
DEC 3 1928

V·A·C